

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

CARREFOUR DES CULTURES, LIEU DE TRANSIT

Lebenswelten junger Migrantinnen in Westafrika am Beispiel der
Sahel-Metropole Bamako

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. Phil.)

Verfasst von

Lisa Plattner

Studienrichtung lt. Studienblatt: Kultur- und Sozialanthropologie

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 307

Betreuerin: V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron

Wien, April 2010

YOUNG PEOPLE OF THE CITY
SMART YOUNG GIRLS
THIS SONG IS FOR YOU
YOU WHO ARE EVERYTHING THAT IS DYNAMIC
LET US REJOICE
LETS DANCE THE KOTÉ
YOUTH WILL PASS
SO MAKE THE MOST OF IT

ROKIA TRAORE KOTÉ DON

Danksagung

Das Zustandekommen dieser Arbeit verdanke ich einer Vielzahl an Personen – Freunden, Familienmitgliedern, Beratern und Experten in Österreich und Mali, die es in den letzten Jahren besonders gut mit mir meinten.

Ich danke meiner Betreuerin Dr. Marie-France Chevron für ihr Interesse und ihre Kritik, die die Qualität dieser Arbeit positiv beeinflusst hat, Familie Ölz in Dornbirn für die Kontaktvermittlung nach Mali, Adama und Fodé Sidibé für ihre Gastfreundschaft in Bamako, Massaoud Seydou Touré für seine Unterstützung als Dolmetscher und seine freundschaftlichen Dienste während meiner Feldforschung, ebenso Kia und ihrer Familie, der Familie Katra in Faladié und Kadia und Abdoullaye für alles, was sie für mich getan haben. Ihnen wünsche ich das Allerbeste für ihre Zukunft.

Den Mitgliedern der 'Grin von Ali Moussa' (Rue 840/ Porte 345, Faladié Séma, Bamako) - Ali Moussa, Dollar, Massaoud, Papou, Aguisa, und meiner kleinen Freundin Fatimata*- danke ich in erster Linie dafür, dass meine Zeit in Bamako schön und voller Freude war.

Mein besonderer Dank gilt meiner Familie, insbesondere meinen Eltern Iris und Wilfried Plattner sowie meiner lieben Oma, die mich während meiner gesamten Studienzzeit unterstützt und in schwierigen Momenten immer motiviert haben. Meinem Freund Tobias, der mich bei der Entstehung dieser Arbeit von Anfang an begleitet hat, danke ich für seine Hilfe und seine liebevolle Zuwendung von Herzen.

An M. und alle anderen Mädchen, die mir ihre Geschichten geschenkt haben – DANKE!

INHALTSVERZEICHNIS

1. Einleitung	9
1.1. Zur Themenfindung	9
1.2. Einführung in die Fragestellung	10
1.3. Ritualtheorien nach van Gennep und Turner	15
1.4. Aufbau der Arbeit	18
2. Mali – Land im Sahel	19
2.1. Ethnische Vielfalt und Lebensweise	20
2.2. Bamako	23
2.2.1. Stadtbild	23
2.2.2. Kreuzung der Kulturen, Ort der Begegnung	24
2.2.3. Räume in der Stadt	26
3. Migrationsdynamiken in Westafrika – eine Tradition der Mobilität	31
3.1. Aktuelle Migrationsforschung	31
3.2. Historische Migrationsbewegungen	34
3.2.1. Vorkoloniale Expansionen	34
3.2.2. Europäische Fremdherrschaft	36
3.3. Charakteristika der aktuellen Land-Stadt-Migration	38
3.4. Zum Phänomen der Mädchenmigration in Mali	40
3.4.1. Ursachen für den Abwanderungsprozess	44
3.4.1.1. Die Sicherung ökonomischer Grundlagen	44
3.4.1.2. Aussteuer und Mitgift	45
3.4.1.3. Statuserhöhung und sozialer Prestigegewinn	46
3.4.1.4. Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit	46

4. Feldforschung	49
4.1. Feldzugang	49
4.2. Qualitative Forschungsmethoden	50
4.2.1. Teilnehmende Beobachtung	50
4.2.2. Gespräche	51
4.2.3. Qualitative Inhaltsanalyse	53
4.2.4. Visuelle Dokumentation	54
4.3. Aufenthaltsort, Gastfamilie und Nachbarschaft	55
4.3.1. Lebensbedingungen	55
4.3.2. Schwierigkeiten in der Gastfamilie	57
4.3.3. Die <i>Grin</i> von Ali Moussa	59
4.4. Forschungsergebnisse – Ritus Migration	61
4.4.1. Biographische Daten der interviewten Mädchen	61
4.4.2. Die Ablösungsphase - Abschied von Zuhause	62
4.4.3. Die Schwellenphase - Ankunft in der Stadt	64
4.4.4. Die Eingliederungsphase – Integration in die urbane Gesellschaft	78
4.4.5. Rückkehr ins Dorf	80
4.5. Weiterführende Betrachtungen	82
4.5.1. <i>Childfostering</i> – eine Institution im Wandel	82
4.5.2. Institutionen in der Praxis	84
5. Conclusio	87
5.1. Resümee	87
5.2. Ausblick	89
6. Anhang	91
6.1. Interviewleitfaden	91
6.2. Interviewpartner und –partnerinnen	95
6.3. Bamako – Karte	96
6.4. Bamako – Stadtviertel	97
6.5. Abbildungen	98
Quellen	107

1. Einleitung

1.1. Zur Themenfindung

Von 2003 bis 2004 arbeitete ich als Betreuerin in einer Wohngemeinschaft für Unbegleitete Minderjährige Flüchtlinge (UMF) bei der Caritas Wien. In dieser Mädchenwohngemeinschaft lebten fünfzehn junge Frauen aus verschiedenen Ländern und Kulturen. Viele von ihnen waren durch ihre Erlebnisse und nach langen zermürenden Fluchtgeschichten schwer traumatisiert und mussten ihr Leben, allein in Österreich, erst neu ordnen. Die Erfahrungen und Beziehungen, die in dieser Zeit entstanden, prägten mich sowohl auf einer persönlichen als auch auf einer wissenschaftlichen Ebene. In der Wohngemeinschaft waren viele Mädchen aus Afrika, insbesondere aus Nigeria, Guinea und Äthiopien untergebracht. Durch ihre Erzählungen befasste ich mich zum ersten Mal näher mit der Migration afrikanischer Mädchen. Ein Mädchen aus Guinea erzählte mir in einem langen und ausführlichen Gespräch, dass es in Westafrika weit verbreitet sei, dass junge Mädchen von zuhause weggehen oder weggeschickt werden, meist in größere Städte, um dort als Hausmädchen in Familien zu arbeiten. Sie beschrieb diese Migrationsgeschichte, welche auch ihre eigene war, als komplexes System. Aus Neugier und Interesse wollte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit mehr über die Situation dieser Mädchen erfahren und hoffte, meine Vorkenntnisse in meine Untersuchung mit einfließen lassen zu können.

Für ein frauen- und jugendspezifisches Thema entschied ich mich, weil Frauen und Kinder in der wissenschaftlichen Literatur nach wie vor unterrepräsentiert sind und weil seitens der AutorInnen häufig sehr einseitige Bilder reproduziert werden (die Arme, die Leidtragende, die Tapfere usw.). Außerdem ging ich davon aus, dass es für mich als Frau einfacher sei, auf andere Frauen zuzugehen. Als Vorbereitung für eine Feldforschung in Westafrika, studierte ich am Institut für Afrikanistik an der Universität Wien einige Semester *Bambara*¹. Um mein Thema zu konkretisieren, versuchte ich meine Fragestellung einzugrenzen und am Beispiel der Land-Stadt-Migration junger Mädchen und Frauen in Mali zu demonstrieren. Bamako als Hauptstadt Malis und größte Stadt des Landes mit fast 2 Millionen Einwohnern, als Ziel tausender Migranten des Sahel-Raums, erschien mir als Destination für meine Forschung besonders geeignet.

¹¹¹¹ *Bambara* oder *Bamana* ist die Hauptsprache Malis. Sie ist Muttersprache der gleichnamigen Bambara sowie *lingua franca* (Verkehrssprache) für die vielen anderen Ethnien des Landes. Die Sprache ist nur in geringem Maß verschriftlicht, da in Ämtern, Schulen, an Universitäten und anderen Institutionen nach wie vor Französisch als Amts- und Schriftsprache dominiert.

1.2. Einführung in die Fragestellung

Manche Studierende der Kultur-und Sozialanthropologie verfassen ihre Diplomarbeiten, ohne dafür *in einem Feld* zu forschen, wobei dies aus Kostengründen geschehen kann, aus mangelnder Courage oder weil sich einige Studierende mit einer ausschließlich theoretisch ausgerichteten Forschung beschäftigen. Studien zu den Themen Migration und Mobilität erleben auf akademischer Ebene seit mehreren Jahren einen *Boom*, viele Studierende ziehen aufgrund ihrer Fragestellung eine Analyse in ihrem unmittelbaren Umfeld einem Feldforschungsaufenthalt außerhalb ihres Wohnortes vor. Da nur ein Bruchteil der westafrikanischen Migrantinnen Europa erreicht, wollte ich die Menschen, denen mein besonderes Interesse galt, persönlich kennenlernen und die *places and people, that are not seen* (Rasuly 2007) suchen und erleben.

2007 lebten 10,91 Millionen Menschen in Mali, davon 1,3 Millionen in der Hauptstadt Bamako (<http://lexikon.meyers.de/wissen/Mali+Staat>). Schätzungen zufolge könnte die Einwohnerzahl der Metropole schon bald die 2-Millionen-Hürde übersteigen. Was die Migration junger Frauen nach Bamako betrifft, gehen Schätzungen von mehreren 10.000 bis zu 100.000 Mädchen aus, die alljährlich in die Metropole ziehen (vgl. Mansfeld 2007: 68).

In Mali ist die Jugendmigration besonders stark ausgeprägt, da sich das Land in einer ökologisch prekären Situation befindet und viele junge Menschen vor den schwierigen Bedingungen in den ländlichen Gebieten in die Städte fliehen. Durch die fortschreitende Desertifikation ist das Überleben in weiten Teilen des Landes, insbesondere in den nördlichen Wüstenregionen, nicht mehr gesichert. Nur während einer kurzen Periode im Jahr, in der es regnet (von Juni bis Oktober) kann der Feld – und Erntearbeit nachgegangen werden. Die in dieser Zeit erwirtschafteten Erträge und Vorräte reichen zumeist nicht für die restlichen Monate aus. Nach der Regenzeit, der sogenannten „*Saison des Pluies*“ füllen sich die Städte mit Menschen, die auf der Suche nach Arbeit sind. Besonders viele Jugendliche, Burschen wie Mädchen, ziehen dann durch die verschiedenen Stadtviertel und bevölkern Busbahnhöfe und Straßen. Nach circa acht Monaten kehren viele dieser saisonalen Migrantinnen ins Dorf zurück, um ihren Familien bei der Feldarbeit helfen zu können (vgl. Verger 1997: 155 ff.).

Die Migration von Frauen, insbesondere die junger Frauen und Mädchen, stellt ein in den Gesellschaften Westafrikas rezentes Phänomen dar (vgl. Chevron 2003: 169 ff.). Die Mehrheit der jungen Menschen blickt auf dem Land einer trostlosen Zukunft entgegen. Ihre Arbeitskraft wird kaum mehr benötigt oder reicht zur Existenzabsicherung nicht aus. Darüberhinaus haben sich auch in Afrika Bedürfnisse und Vorstellungen über die Generationen hinweg drastisch verändert. Alle Jugendlichen träumen von Statussymbolen wie Mobiltelefonen, westliche Markenkleidern und -schuhen, einem Fernseher, Computer oder einer Kamera. Diese Waren werden mit einer modernen urbanen Lebensweise assoziiert und gelten daher als besonders erstrebenswert. Durch das in der Stadt verdiente Geld können sich die Jugendlichen zumindest einige dieser Gegenstände leisten. Zur Situation der afrikanischen Jugendlichen hält Mansfeld fest: *„Jugendliche passen ihre Biographien situativ schnell an soziale ökonomische und politische Veränderungen an. Sie bauen häufig im Rahmen von Gleichaltrigengruppen eigene Institutionen auf und beteiligen sich an Migrationsprozessen zur ökonomischen Absicherung ihrer Familien“* (Mansfeld 2007: 13).

Die Migrantinnen stammen aus verschiedenen Regionen und Ethnien Malis. Die zahlenmäßig größten Gruppen sind die *Bambara*, die *Bobo*, die *Dogon* und die *Mandinke*. Nicht alle jungen Frauen werden in ihrem Migrationswunsch von ihrer Familie unterstützt (ebd. 2003). Angehörige einzelner Gruppen wie zum Beispiel der *Tuareg*, *Songhay* oder *Peul* beteiligen sich nicht oder nur marginal an weiblichen Migrationsprozessen. Darüberhinaus gibt es einige Fälle transnationaler Arbeitsmigrantinnen aus Burkina Faso, Libyen, Guinea und der Côte d'Ivoire, die in Bamako beschäftigt sind. Malische Jugendliche wandern hingegen häufig nach Dakar im Senegal oder in die Städte der Elfenbeinküste.

Die Mädchen sind zum Zeitpunkt ihrer Migration zwischen 8 und 18 Jahren alt. In Bamako verdienen sie pro Monat für ihre Arbeit als Hausmädchen durchschnittlich 7500 CFA. Die jungen Frauen planen mehrheitlich nach einigen Arbeitssaisonen in ihr Dorf zurückzukehren um dort zu heiraten und ihr erspartes Geld als Aussteuer zu verwenden (vgl. ISH 1989, 1991). Die Migrantinnen sind überwiegend nicht alphabetisiert. Sie können weder schreiben noch lesen. Aufgrund der fehlenden Schulbildung sprechen sie darüberhinaus kein Französisch, nur die wenigsten sprechen *Bambara*. Von der städtischen Bevölkerung werden sie deshalb als minderwertig betrachtet und dementsprechend behandelt.

Die Wahl der Stadt, in der die Migrantin künftig arbeiten will, wird nach verschiedenen Kriterien getroffen. Ausschlaggebend sind die Arbeitsressourcen und Bedingungen, die vor Ort gegeben sind. Es ist wichtig für ein Mädchen, dass in dieser Stadt bereits ein minimales soziales Netzwerk besteht, dass das Mädchen also schon eine oder mehrere Personen kennt, die in dieser Stadt leben oder gelebt haben. Durch diese Personen kann die Ankunft im urbanen Milieu wesentlich erleichtert werden.

Der Wechsel zwischen Regen- und Trockenzeit ist für die Lebensweise vieler Menschen in Mali von großer Bedeutung. Durch die prekären ökologischen Bedingungen sehen sich viele Menschen dazu gezwungen, ihre Arbeit in der Landwirtschaft gegen eine Tätigkeit in der Stadt zu tauschen. Daher ist die saisonale Arbeitsmigration von Männern und Frauen ein entscheidender Faktor des Urbanisierungsprozesses. Allerdings findet in diesem Zusammenhang, wie Chevron und Reinprecht (2002: 24) feststellen, ein Wandel der alten Migrationsformen statt: *„Auf Grund einer allgemeinen Verschlechterung der Umweltbedingungen, deren Ausdruck die starke Verwüstung, Versteppung und Überweidung ist und die durch die periodisch auftretenden Dürren noch weiter verschärft wurde, machen sich immer mehr junge Menschen, auch viele junge Frauen, in der Trockenzeit auf den Weg in die Stadt, um Arbeit zu finden. Immer zahlreicher sind diejenigen, die zu Beginn der Regenzeit nicht in ihr Dorf zurückkehren, sondern ihren Aufenthalt verlängern oder endgültig in der Stadt bleiben. Ein Großteil des Bevölkerungswachstums in den Städten ist auf diese Wanderungen zurückzuführen“.*

Das Fehlen einer ganzen Generation hat gravierende Auswirkungen auf das soziale Gefüge in den traditionellen dörflichen Gemeinschaften, der Zuzug der Migranten verändert aber auch zunehmend bestehende urbane Strukturen. Hygiene und Infrastruktur sind unzureichend. Überfüllte Quartiere, Müllberge, fehlende Kanalisation und Trinkwasserversorgung sowie die hohe Luftverschmutzung durch die rasante Zunahme des Verkehrs sind die Folgen (vgl. Chevron/Reinprecht 2002: 16).

Die weiblichen Jugendlichen, die in den städtischen Haushalten Bamakos Beschäftigung finden, werden von ihren Arbeitgebern als „bonne“ beziehungsweise „petite bonne“ bezeichnet. Dieser Begriff leitet sich von der französischen Redewendung „bonne à tout faire“ ab, was so viel bedeutet wie „gut, um alles zu machen“ (Fleischer 2003: 76). Die Mädchen selbst assoziieren mit dem Begriff „bonne“ negative Eindrücke und empfinden ihn als abwertend. Sie ziehen es daher vor, „aide-ménagère“ (Haushaltshilfe) oder „aide-familiale“ (Familienhilfe) genannt zu werden.

Da die meisten Hausmädchen angeben, sich durch die Arbeit in städtischen Haushalten ihre Aussteuer finanzieren zu wollen und sich diese angeblich aus 52 Teilen zusammensetzt, ist für die Mädchen auch der Begriff *(les) 52* geläufig (vgl. Mansfeld 2007). In dieser Arbeit werden die jungen Migrantinnen ihrer Beschäftigung nach als *Hausangestellte* oder *Hausmädchen* bezeichnet.

Die Anthropologin Esther Goody (1982: 256) definiert Hausmädchen im westafrikanischen Kontext als *„Mädchen, die in einem anderen Haushalt als dem ihrer leiblichen Eltern leben und dort häusliche Arbeiten übernehmen und auf kleinere Kinder aufpassen. Die Mädchen können mit den Gastfamilien verwandt sein oder sie kommen aus der gleichen Gegend oder sind Fremde. Falls die Mädchen nicht mit den Gastfamilien verwandt sind, bekommen die leiblichen Eltern in der Regel eine Bezahlung für die Mädchen. Ist das Mädchen eine Verwandte, wird erwartet, dass sie neben der Hausarbeit die Möglichkeit bekommt, die Schule zu besuchen“*.

Weltweit stellt der informelle Bereich der privaten Haushalte das Hauptbeschäftigungsfeld von Migrantinnen dar. Unter schlechten, oft ausbeuterischen Bedingungen arbeiten Frauen und Mädchen als *domestic servants*. Han (2003: 150) meint: *„Zentraler Grund für die nationale und internationale Migration von Frauen ist die wirtschaftliche und soziale Perspektivenlosigkeit, der sie in ihren Herkunftsländern ausgesetzt sind. Sie flüchten durch die Migration davor, in der Erwartung, eine Verbesserung ihrer Lebenslage erreichen zu können“*. Die Zunahme der erwerbstätigen Frauen führt auch in Mali zu einem steigenden Bedarf an Hauspersonal. Fremde Arbeitskräfte sollen die Arbeiten verrichten, die die Hausfrauen aufgrund ihrer Berufstätigkeit zurückgelassen haben. Besonders in der Stadt verfügen die Frauen nicht mehr über die Zeit, die sie früher für häusliche Tätigkeiten wie Kochen oder Waschen aufgebracht haben. Der Bedarf an externen Arbeitskräften, die *traditionell weibliche* Arbeiten verrichten, wächst also mit der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen. Gewisse Arbeiten nicht mehr selbst zu verrichten, sondern an das Hauspersonal zu delegieren, hat aber auch mit Prestigegewinn und dem sozialen Aufstieg der städtischen Hausfrauen zu tun (ebd. 2003). Das Tätigkeitsfeld der Hausangestellten ist dabei nicht klar definiert und kann viele Bereiche betreffen: Arbeit im privat häuslichen Bereich genauso wie im öffentlichen Bereich als Kleinhändlerinnen oder als Prostituierte auf der Straße oder in Hotels (vgl. Fleischer 2003: 40 f.).

In der malischen Gesellschaft stehen immer häufiger individuelle Interessen gemeinschaftlichen Interessen gegenüber und bestimmen zunehmend die Handlungsweise der Menschen, was zu Diskrepanzen und Konflikten zwischen den Generationen führt (vgl. Fleischer 2003, Roost-Vischer 1997).

Die Form des Abwanderungsprozesses der Landjugend war in den letzten Jahrzehnten enormen sozialen Veränderungen unterworfen. Noch in den 1960er Jahren beschrieb Paul Parin (1963: 601) in seiner ethnopsychoanalytischen Untersuchung der *Dogon*, *„Die Weissen denken zuviel“*, das Charakteristikum der Jugendmigration als ausschließlich männliche Migration: *„In jedem Dorf weiß man, wer „fehlt“, obwohl nur selten Briefe eintreffen. Heimkehrer bringen Geschenke und Grüße von ihren Kameraden. Die Behörden besitzen keine genauen Angaben über die Zahl der zeitweise oder endgültig Ausgewanderten. Es wandern nur junge Männer im Alter von 16-25 Jahren aus; ältere Männer sehr selten, Mädchen und Frauen nie, wenn nicht ein Mann, der im Ausland bleiben will, seine Frau aus seiner Familie, wo ihr eigentlicher Platz wäre, zu sich holt. Das kommt gelegentlich vor“*

Waren es früher hauptsächlich junge Männer, die auf der Suche nach Arbeit in größere Städte oder benachbarte Länder zogen, verlassen heute ebenso viele junge Mädchen ihre Familie im Dorf, um sich in der Stadt eine eigene Existenz aufzubauen. Die jugendlichen Migrantinnen profitieren in ihrem Streben von der erhöhten Mobilität. Durch die Erneuerungen im Transportwesen, den Bau von Autos und Straßen können sie ihre Pläne einfacher in die Tat umsetzen (vgl. Fleischer 2003:39). Diese relativ neue Form des Generationenkonflikts spiegelt sich auch in den Migrationsgeschichten der Jugendlichen wieder: Die jungen Männer und Frauen entscheiden aktiv und individuell über den Zeitpunkt ihrer Abreise aus dem Dorf und den Ankunftsort, häufig gegen den Wunsch der Eltern oder Dorfälteren. Viele Eltern wiederum, insbesondere die Mütter, sehen in der Migration ihrer Kinder die einzige Chance, die Zukunft der Familie zu sichern; durch die Erwerbstätigkeit der Jugendlichen in den Städten scheint auch das Überleben der im Dorf zurückgebliebenen Verwandten garantiert. Die Kinder werden vom Dorf in die Stadt geschickt oder ziehen freiwillig und mit hohen Erwartungen dorthin, umgekehrt ziehen aber, wie Alber (2001: 23) betont, wenige Kinder und Jugendliche (zurück) ins Dorf: *„Der Kindertransfer zwischen Land und Stadt ist unidirektional“*. Die Stadt bietet den Jugendlichen mehr Möglichkeiten in Bezug auf Bildung, Arbeit, Einkommen, Krankenversorgung etc. Eine Zukunft in der Stadt wird daher von der jüngeren Generation mit großen Erwartungen wahrgenommen.

In der vorliegenden Arbeit soll nun der Abwanderungsprozess junger Malierinnen in die Hauptstadt Bamako, ihre Eingliederung in die urbane Gesellschaft, ihr Alltag und ihre Probleme untersucht werden. Im Mittelpunkt meiner Forschung stehen Mädchen, die aus dem ruralen Milieu stammen, aus verschiedenen Gegenden und aus unterschiedlichen ethnischen Gruppen. Ich wollte überprüfen, ob die Mädchen als soziale Akteurinnen, ihre Migration als *aktives Streben nach Veränderung* wahrnehmen.

1.3. Ritualtheorien nach van Gennep und Turner

Beim Entwickeln einer Arbeitshypothese hatte ich folgende Gedanken:

Folgt die Migration der Mädchen einem bestimmten Schema?

Kann es sein, dass die *Geschichte von Abschied und Ankunft* nicht nur zufällig passiert?

Ist es möglich in diesem Zusammenhang von einer ritualisierten Handlung zu sprechen?

Kann man daher die Migration der jungen Frauen nicht nur als individuelle Entscheidung, sondern als Ritus betrachten?

Für meine Überlegungen waren zwei große sozialanthropologische Konzepte bereichernd. Arnold van Gennep (1873 -1957) und Victor Turner (1920 -1983) erarbeiteten in ihren Studien zu Riten und Ritualen die Charakteristika des Wechsels von einer Lebensphase in eine andere, der oft mit einem Wechsel des Lebenszentrums und des gewohnten Umfelds einhergeht (vgl. van Gennep [1909] (2005), Turner [1968] (2005)).

Der Kerngedanke van Genneps beruht auf der Überlegung, dass das Passieren einer räumlichen Grenze Bestandteil und Ausdruckselement von Übergangsriten aller Art ist. Diese Übergangsriten dienen dazu, statische Aspekte sozialer Ordnung aufzuweichen. Da sich Individuen und Gruppen in Zeit und Raum bewegen, sie ihren Wohnort, ihre Alters-, Status- und Berufsgruppenzugehörigkeit wechseln, verfügen alle Gesellschaften über ein dynamisches Element. Übergangsriten nach van Gennep haben immer dieselbe Funktion und Struktur: ihre Funktion ist die Kontrolle der Dynamik des sozialen Lebens, ihre Form weist stets eine Dreiphasenstruktur auf. Die erste Phase soll den Menschen von seinem gewohnten früheren Umfeld lösen, in der zweiten Phase, der sogenannten Schwellen- oder Übergangsphase schwebt man zwischen zwei Welten. Die abschließende Angliederungsphase dient der Integration in die neue Umgebung bzw. in einen neuen Zustand (vgl. van Gennep [1909] 2005).

Van Gennep sieht sowohl die Verabschiedung als auch die Angliederung eines Fremden bzw. einer Gruppe von Fremden rituell kontextualisiert. Die Riten, die beim Verlassen des gewohnten Umfeldes stattfinden, verfolgen das Ziel, die Trennung des Migrierenden von seiner Herkunftsgesellschaft nicht abrupt, sondern allmählich herbeizuführen. Trennungsriten weisen Elemente auf, die denjenigen der Ankunftsriten häufig entsprechen: man besucht sich, tauscht noch einmal Gaben oder Geschenke aus, verabschiedet den Reisenden mit einem letzten Mahl, Getränk oder einer festlichen Zeremonie samt besten Wünschen, Weggeleit und vereinzelt Opferhandlungen. Die Abreise trennt den Reisenden jedoch nicht zu Gänze von der Gesellschaft, der er ursprünglich angehört hat (ebd. 2005: 43 f.).

Die Ankunft zahlreicher Fremder löst laut van Gennep in der Aufnahmegesellschaft stets Handlungen aus „*die die soziale Kohäsion einer Lokalgruppe stärken*“ (van Gennep 2005: 36). Zunächst muss der Fremde in einer Annäherungsphase seine Absichten zu erkennen geben. In der Folge tauschen der Fremde und der Ortsansässige in einer Schwellenphase Geschenke aus, dem Fremden werden Nahrung und Unterkunft angeboten. Integrationsriten wie das förmliche Betreten des Hauses, ein gemeinsames Mahl oder gegenseitiges Händeschütteln stehen am Ende dieser Schwellenphase. Diese Integrationsriten können über direkten Kontakt (z.B. Händeschütteln, gemeinsames Essen etc.) oder über indirekten Kontakt in Form eines Vermittlers erfolgen, aber unabhängig davon, ob es sich bei den Fremden um Gruppen oder Individuen handelt, ist das Verfahren das immer gleiche: die Fremden „*müssen stehenbleiben, warten, eine Schwellenphase durchlaufen, hineingehen und aufgenommen werden*“ (ebd.: 36).

Die Schwäche van Genneps liegt in der mangelnden theoretischen Vertiefung seiner Überlegungen. Trotzdem regte mich van Genneps Theorie dazu an, das aktuelle Phänomen der Mädchenmigration in Mali im Rahmen seines mehrphasigen Schemas zu räumlichen Übergängen zu untersuchen. Auch wenn ein ritueller Prozess meist komplexere Formen aufweist, so hilft dieses Drei-Phasen-Modell doch, die Fülle des ethnografischen Materials zu ordnen. Es dient also der Systematisierung und Klassifizierung ritueller Praktiken.

Victor Turner überarbeitete und erweiterte die Formulierungen van Genneps. In seiner Untersuchung in Sambia in den 1950er Jahren betonte er die Dynamik des sozialen Systems der *Ndemu*, indem er ihre Gesellschaft als Prozess, Kräfte- und Konfliktfeld darstellte (vgl. Schomburg-Scherff 2005: 245 f.). Nach Turner ist die Schwellen- oder Übergangsphase die komplexeste aller Phasen, da sie den Angelpunkt der Transformation des Initianden beinhaltet. Häufig geht diese Schwellenphase mit der Inversion normalen Verhaltens und der Umkehrung alltäglicher Handlungen einher. Victor Turner bezeichnete diesen Zustand der Transformation als *Liminalität*. (vgl. Turner [1968] (2005)):

„Als Phase zwischen zwei klar definierten Situationen weist sie Merkmale der Unstrukturiertheit, Ambiguität und des Paradoxen auf. Initianden [...] sind in dieser Phase Personen, die einen Seinswechsel durchlaufen und der alten Kategorie nicht mehr und der neuen noch nicht zugehören“ (Schomburg-Scherff 2005: 245).

In Ahnlehnung an Arnold van Gennep und Victor Turner und gliederte ich den Migrationsprozess der Mädchen in drei verschiedene Phasen: eine Ablösungs-, eine Übergangs- oder Schwellen- und eine Angliederungsphase.

Abschied, Ankunft, Eingliederung und Rückkehr stellen in meiner Arbeit die Stationen des Ritus Migration dar, die jeweils den Beginn und das Ende einer Phase begrenzen. Zwischen seinem Abschied aus dem Dorf und seiner Ankunft in der Stadt befindet sich das Mädchen in einer Übergangs-oder Schwellenphase. Nachdem sich die Migrantin in der Stadt niedergelassen hat, durchläuft sie eine Phase der Angliederung, in der es um die Integration in die urbane Gesellschaft sowie um die Bildung von Netzwerken geht. Diese beiden Phasen stehen im Mittelpunkt meiner Erhebungen. Bamako kommt meinen Überlegungen zufolge eine besondere Bedeutung zu als Übergangsraum bzw. als *lieu de transit*.

Die zentralen Fragen dieser Diplomarbeit richten sich nach der Lebenssituation der Migrantinnen in der Stadt:

Auf welche sozialen Netzwerke greifen die jungen Frauen zurück? Welche bilden sie neu?

Wie organisieren und formieren sich die Migrantinnen in der Stadt?

Wie sieht der Alltag der Mädchen aus? Mit welchen Problemen sind sie konfrontiert?

Wie funktioniert für die Migrantinnen *die Aneignung des fremden Ortes*?

1.4. Aufbau der Arbeit

Meine Diplomarbeit umfasst insgesamt 6 Kapitel:

Im einleitenden Teil wurde bis jetzt versucht, Zugang und Motivation meiner Fragestellung darzustellen, meine Vorgehensweise zu erörtern und grundlegende Begriffe zum Thema der Mädchenmigration in Mali zu erklären.

Im folgenden Kapitel geht es um die Republik Mali, seine Lage in der Sahelzone sowie um die multiethnische Lebensweise. Der Feldforschungsdestination Bamako kommt eine besondere Stellung zu als Kreuzung der Kulturen, als Ort des Übergangs und der Veränderung.

In Kapitel 3 sollen anhand mehrerer Studien des *Institut des Sciences Humaines* (ISH) in Bamako gegenwärtige Migrationsdynamiken in Westafrika durchleuchtet und der bisherige Stand des Wissens zum Phänomen der Mädchenmigration in Mali erörtert werden. Historische Berichte beweisen, dass Mobilität in Westafrika ein traditioneller Bestandteil vieler Gesellschaften ist. Formen und Arten der Migration sind aber nicht zuletzt durch die Globalisierung im Wandel begriffen. Etliche Migrationsströme waren und sind an den Prozess der Urbanisierung gekoppelt. Bei der Land-Stadt-Migration von jungen Frauen und Mädchen handelt es sich um ein historisch rezentes Phänomen, dessen Ursachen in diesem Kapitel dargestellt werden.

In Kapitel 4 steht meine eigene Feldforschung im Mittelpunkt. Organisation, Ziele und Probleme während meines sechswöchigen Aufenthalts in Bamako, vor allem aber das vor Ort gesammelte ethnographische Material sowie die Interviews und deren Auswertung mit betroffenen Jugendlichen und Experten bilden den empirischen Teil meiner Arbeit.

Schließlich möchte ich in Kapitel 5 noch einmal einen persönlichen Blick auf den Entstehungs- und Gestaltungsprozess meiner Arbeit werfen.

Im Anhang in Kapitel 6 sind alle Interviewpartner aufgelistet. Des Weiteren finden sich in diesem Kapitel ein Abbildungsverzeichnis des verwendeten Bildmaterials sowie der Interviewleitfaden für die Gespräche mit den Migrantinnen und ein alphabetisches Verzeichnis aller Stadtviertel Bamakos.

2. Mali – Land im Sahel

Das Binnenland Mali ist mit 1.240.000 km² das flächenmäßig größte Land Westafrikas und umfasst auf seiner Nord-Süd-Ausdehnung von etwa 1600 km höchst unterschiedliche Klima- und Vegetationszonen. Zwei Drittel der Fläche im Norden sind Wüsten- und Halbwüstengebiete, darunter die Regionen Timbuktu, Gao und Kidal mit den gleichnamigen Provinzstädten. Die Stadt Mopti im zentralen Tiefland des Nigers bildet die Grenze zur südlichen Savannenzone des Landes und gilt als wichtigste Hafenhandelsstadt des Nigerbinnendeltas. Da das Staatsgebiet der Republik Mali über keinen direkten Seezugang verfügt, ist dieses Binnendelta für das ganze Land von enormer Bedeutung, was die nationale Wasserversorgung und den Fischfang betrifft. Darüberhinaus wird im Delta eine große Menge an qualitativ hochwertigem Reis als Nahrungsgrundlage für die malische Bevölkerung produziert. Der Niger, die Lebensader Malis, verbindet wichtige Städte miteinander, die sich alle entlang des Flussufers befinden: die Hauptstadt Bamako, die zweitgrößte Stadt Ségou, Mopti und Timbuktu. Lediglich der Südwesten des Landes wird durch den Senegalfluss mit Wasser versorgt, die wichtigste Stadt dieser Region ist Sikasso. Beide Flüsse, der Niger und der Senegal, sind auch als Transportwege von zentraler Bedeutung für die Bewohner Malis. Der südliche Teil des Landes, der in der Savannenzone liegt, ist wesentlich niederschlags- und daher auch bevölkerungsreicher als der nördliche Teil Malis. Die klimatischen Bedingungen in diesem Gebiet sind für den Anbau von Pflanzen (Hirse, Erdnüsse, etc.) gut geeignet, die wichtigste Einnahmequelle in der Region Sikasso stellt die Produktion und der Export von Baumwolle dar (vgl. Leisinger/Schmitt 1992: 117f.).

Mali liegt im sogenannten *Sahel*, einem der trockensten Gebiete weltweit, das vor allem mit Hungersnöten und Dürrekatastrophen assoziiert wird. Der Name Sahel (von Arabisch *swahil* für Küste, Ufer) deutet darauf hin, dass das historisch betrachtet nicht immer so war: noch zur Zeit der großen westafrikanischen Reiche (im europäischen Mittelalter) stellte diese Region für Händler und Reisende nach gelungener Durchquerung des *Wüstenmeeres* der Sahara das rettende Ufer, die ersehnte Küste dar, wo ausreichend Wasser die Vegetation und menschliche Siedlungen florieren ließ (ebd. 1992: 10).

Heute verfügen die Länder der Sahelzone - Mauretanien, Senegal, Gambia, Mali, Burkina Faso, Niger, Tschad und der Sudan - in der Tat über sehr begrenzte Ressourcen. Lediglich in der Regenzeit, von Juni bis September, fällt ausreichend Niederschlag. Diese Periode ist die Zeit des Anbaus und der Ernte, in der Vorräte für die restliche Zeit des Jahres erwirtschaftet werden. In dieser Zeit kehren auch viele der saisonalen Arbeitsmigranten aus den Städten in ihre Dörfer zurück um der Familie bei der Arbeit auf den Feldern zu helfen.

In den 1970er und 1980er Jahren gab es allerdings mehrere Dürreperioden, in denen der Regen fast vollständig ausblieb. Ganze Viehherden verendeten, Erntefelder lagen brach, viele Menschen verhungerten. Aufgrund der dramatischen Situation, die aus dieser anhaltenden Trockenheit resultierte, mussten tausende Menschen ihre gewohnte Lebensweise verlassen und in der Stadt nach anderen, neuen Einkommensquellen suchen.

2.1. Ethnische Vielfalt und Lebensweise

Im Staatsgebiet der Republik Mali leben viele verschiedene Ethnien neben- und miteinander, die traditionelle Lebensweise dieser Gruppen ist sehr unterschiedlich und stark von den lokalen geographischen und klimatischen Bedingungen beeinflusst.

Von einer Ethnie spricht man grundsätzlich, wenn eine Gruppe von Menschen eine ausgeprägtes Wir-Bewusstsein, entsprechende kulturelle Manifestationen, eine gemeinsame Sprache, jedoch zunehmend seltener ein abgestecktes, gemeinsam bewohntes Territorium aufweist (vgl. Wernhart 1998: 81ff). Für meine Feldforschung zeigte sich besonders der Aspekt der Ethnizität, also die wechselseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Ethnien, als relevant. Unter Ethnizität versteht man seit Barth (1969) ein „*Beziehungssystem von Menschen und Menschengruppen, die über sich und andere, bestimmte vorherrschende Meinungen teilen*“ (Gingrich 1998: 102). Die Grenzen zwischen den einzelnen ethnischen Gruppen sind stets zu einem bestimmten Maße durchlässig (vgl. Amselle 1999, Barth 1969, Gingrich 1998). Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ethnie ist jedoch für die Malier selbst nach wie vor von großer Bedeutung, da mit dieser auch eine spezifische Lebensweise oder Tätigkeit als Nomade, Viehzüchter, Fischer oder Ackerbauer einhergeht (vgl. Chevron 2002: 116 ff.).

Die größte und dominierende Bevölkerungsgruppe Malis ist die der *Bambara* (oder *Bamana*) und *Malinké*, die eng mit den *Bambara* verwandt sind. Die *Bambara*-Sprache dient als Verkehrssprache für die multilinguale Gesellschaft Malis, knapp die Hälfte der Bevölkerung ist im Stande, *Bambara* zu sprechen und ein weiteres Viertel versteht sie. Die offizielle Amtssprache ist seit der Kolonialzeit Französisch, welche aber nur von 10% der Malier gesprochen wird (vgl. Leisinger/Schmitt 1992).

Als Mitglieder der *Mandegesellschaft* repräsentieren die größten Bevölkerungsgruppen Malis eine soziale Lebensweise, die von ihrer Struktur her nicht egalitär angelegt ist: diese Struktur umfasst drei soziale Kategorien, welche lange Zeit als *Kasten* bezeichnet wurden (vgl. Tamari 1997: 29ff): Die Gruppe der Freien oder Adligen –*horon*–, die Gruppe der Sklaven –*jon*– und die Gruppe der *nyamakalaw*, die sich aus den Untergruppen der Barden (*jeli*), den Schmieden und Töpfern (*numu*) und den Gerbern (*garanke*) zusammensetzt. Jedes Mitglied der *Mandegesellschaft* gehört einer der drei Gruppen an, die Zugehörigkeit lässt sich am Familiennamen erkennen. Obwohl die französische Kolonialverwaltung versuchte, die sozialen Unterschiede zwischen den einzelnen Kasten aufzuheben, indem sie beispielsweise die Sklaverei verbot, spielt die Familienzugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe bis heute eine wichtige Rolle (vgl. Gärtner 2008: 36f.), wobei sich laut Gärtner im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs rund um das Kastensystem in Mali eine Tendenz erkennen lässt, *„die einzelnen Gruppen als nebeneinander stehende Kategorien zu begreifen, die durch relational zueinander verflochtene Machtkonstellationen und Abhängigkeitsverhältnisse verbunden sind. Das Verhältnis der Gruppen ist durch gegenseitige Abhängigkeit geprägt, da jede Gruppe unterschiedliche soziale Pflichten und Rechte gegenüber den anderen hat. Ein wesentliches Element ist aber auch die Abgrenzung untereinander, die sich zum Beispiel in den Heiratsverboten ausdrückt“* (Gärtner 2008: 37).

Die ethnische Zugehörigkeit spielt auch im Migrationsverhalten der von mir untersuchten Jugendlichen eine wesentliche Rolle, da diese dafür verantwortlich sein kann, ob und wie die jungen Frauen ihr Zuhause verlassen (dürfen), wo sie in der Stadt leben und arbeiten und wie ihnen die anderen Stadtbewohner begegnen. Die ethnische Vielfalt Malis zeigt sich, wie Chevron (ebd.: 120) meint, vor allem in Form einer pluralistischen Lebensweise: *„Die ursprüngliche Lebensweise dieser unterschiedlichen Gruppen – ob Hirten oder Bauern – bleibt auch in einem neuen Umfeld, also in den Städten, prägend und findet ihren Ausdruck in einer jeweils anderen Form der Lebensbewältigung und in einer anderen Wahrnehmung der unmittelbaren Umwelt. Die Hirten haben andere Wertvorstellungen und Orientierungen als die Bauern oder die Städter. In den Städten aber koexistieren alle diese Gruppen mit ihren unterschiedlichen Lebensweisen“*.

Die trockenen Gebiete des Nordens eignen sich ausschließlich für die nomadische Viehzucht, die dominierenden Gruppen in diesem Gebiet sind die *Songhay* und *Tuareg*, die jeweils eigene Sprachen (*Songhay* und *Tamasheq*) entwickelt haben. Beide Gruppen machen zusammen nur rund 10 Prozent der Gesamtbevölkerung Malis aus (vgl. Leisinger 1992: 118). Trotz der lebensfeindlichen Umwelt sind die Wüstengebiete Malis seit Jahrhunderten wichtiger Lebensraum für die erwähnten Ethnien.

Insbesondere die *Tuareg* gelten als die *Herren der Wüste* durch ihre frühere Bedeutung als Träger des Transsahara-Karawanenverkehrs. Ihre Lebensgrundlage basiert auf der Haltung von Kamelen, Schafen und Ziegen sowie dem Handel mit Salz (ebd.: 141). Auch der Tourismus gewinnt für die Wüstenbewohner immer mehr an Bedeutung, Timbuktu und seine historischen Moscheen und Bibliotheken, die zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt wurden und das große Musikfestival in der Wüste bei Essakane ziehen Gäste aus allen Teilen der Welt an.

Im Tiefland des Nigers und den angrenzenden Zonen der Trockensavannen siedeln die Viehzüchter der *Peul*, (auch *Fulbe* oder *Fula*), die auch in den benachbarten Ländern Senegal und Guinea als reiche Rinderzüchter hoch angesehen sind. Die Fischernomaden der *Bozo* haben im Schwemmland des Nigerdeltas temporäre Siedlungen aus Lehm errichtet, die Ackerbau treibenden *Bobo* oder *Bwa* leben vorwiegend rund um die Stadt Son. Die am felsigen Plateau von Bandiagara ansässigen *Dogon*, die durch den Ethnologen Marcel Griaule große Bekanntheit erlangten (vgl. Griaule 1948), sind dank ausgeklügelter Staudammsysteme in der Lage, selbst bei schwierigen Gegebenheiten Hirse, Zwiebel und andere Nahrungsmittel anzubauen und Ziegen und Schafe mit Wasser zu versorgen. Darüberhinaus gibt es noch eine Vielzahl von zahlenmäßig kleinen Gruppen wie die *Soninke* (im Nordwesten), die *Kassonke* (im Westen), die *Somono* (Nigerdelta), die *Senufo* sowie andere Ethnien, die teilweise in den Nachbarstaaten Malis zahlenmäßig stärker vertreten sind.

Die Zahl der Migranten, die ihre Dörfer in Richtung Stadt verlassen, ist in den letzten Jahrzehnten enorm gestiegen. Die städtische Bevölkerung nahm in der Republik Mali seit den 1980er Jahren um 5,5 % zu (Welt Bank 1995), wobei die Zahl nicht registrierter Zuwanderer nur auf Schätzungen beruht. Die hohe Verstädterungsrate lässt sich auf die Attraktivität städtischer Ballungszentren sowie den enormen Zuzug von Migranten zurückführen, die vor der steigenden Armut und den Auswirkungen der Umweltverschlechterungen in den ländlichen Gebieten Malis fliehen (vgl. Chevron/Reinprecht 2002: 17).

In der breiten Öffentlichkeit, wie auch in wissenschaftlichen Diskursen wird das (Über)Leben in Afrika primär mit einer ländlichen Lebensweise der Menschen assoziiert, daher wurden die Lebensbedingungen in afrikanischen Städten sowie die Charakteristika der Städte an sich lange Zeit zu wenig beachtet (ebd. 2002: 16). Deswegen ist es mir ein Anliegen, mit Hilfe dieser Arbeit, den Lebensraum Stadt am Beispiel der westafrikanischen Metropole Bamako ausführlich zu untersuchen sowie die spezifische Situation junger Migrantinnen im urbanen Milieu Malis zu beschreiben.

2.2. BAMAKO

2.2.1. Stadtbild

In Westafrika, insbesondere in den Ländern der Sahelzone, leben im globalen Vergleich nur wenige Menschen in Städten. Auch in Mali ist der Anteil städtischer Gebiete gering, das Land ist durch Agrar- und Subsistenzwirtschaft geprägt, der überwiegende Teil der Bevölkerung lebt nach wie vor im ländlichen Milieu, nur etwa ein Drittel lebt in größeren Städten (vgl. Chevron 2002: 116). Laut Human Development Report 2001 lag der Anteil der städtischen Bevölkerung in Mali 1999 bei 29,4% und wird Schätzungen zufolge 2015 bereits bei 40,1% liegen (vgl. Human Development Report 2001/2002: 154-157).

Bamako ist die einzige Großstadt Malis mit weit über einer Million Einwohnern. Die genaue Einwohnerzahl lässt sich nur schwer feststellen, da die Stadt sehr rasch und unkontrolliert wächst. Laut *citymayors.com* (2007) rangiert Bamako in einer Statistik der 100 Städte mit dem stärksten Wachstum weltweit auf Platz 6. Die Informationen basieren aber vorwiegend auf Schätzungen, da die große Zahl der nicht registrierten Zuwanderer nicht genau erfasst werden kann. (http://www.citymayors.com/statistics/urban_growth1.html). Ständig entstehen neue Viertel, sogenannte *spontane Viertel* (Traoré 1988), in denen es keine Infrastruktur gibt. Insgesamt besteht die Stadt aus über 60 Vierteln (siehe Kap. 6.3./6.4.) auf einer Fläche von rund 270 km². Bamako ist nicht nur die Hauptstadt der Republik Mali, sondern auch Distrikt des Landes und somit gegenüber den anderen 8 Bundesländern in Mali gleichgestellt (vgl. Kangama 2002: 63).

Schon das Stadtbild vermittelt den dörflichen Charakter der Metropole (Kap. 6.5. / Abb. 3): Wenn man vom Universitätscampus auf die Stadt blickt, ragen lediglich einige wenige Hochhäuser und Bürogebäude in den Himmel (darunter ein Hotel, ein Bankgebäude am Nigerufer und die zwei Türme der großen Moschee). Man sieht kaum asphaltierte Straßen und Boulevards, stattdessen breite baumgesäumte Alleen und schwerbefahrbare Wege aus rotem Lehm. Zwei Brücken (*Pont des Martyrs*, *King Fahd Bridge*) verbinden das linke Nigerufer (*rive gauche*) mit dem rechten Nigerufer (*rive droite*). Eine dritte Brücke wird derzeit realisiert um das Verkehrsaufkommen auf den anderen Verbindungswegen zu entlasten. Ursprünglich war nur das nördliche Nigerufer besiedelt, durch das rasante Wachstum dehnte sich die Stadt aber immer weiter nach Süden aus. Das kommerzielle, ehemals koloniale Zentrum Bamakos befindet sich ebenfalls nördlich des Flusses und erstreckt sich innerhalb eines Dreiecks, das durch die *Avenue du Fleuve*, die *Rue Baba Diarra* und den *Boulevard du Peuple* begrenzt wird. In diesem Gebiet befinden sich auch der große Markt Bamakos, der *Marché Rose* und weitere kleine Straßenmärkte, der Bahnhof,

Museen, Hotels und administrative Gebäude. Da die Innenstadt dicht, teuer und verschmutzt ist und ohnehin nur mehr wenig Lebensraum bietet, wächst die Stadt am schnellsten Richtung Süden. Hier entstehen zahlreiche Wohnviertel unterschiedlicher Qualität, darunter auch *Faladié*, das Viertel, in dem ich während meiner Feldforschung wohnte.

Wie bereits erwähnt, ist das Verkehrsaufkommen in Bamako enorm, alte ausrangierte Mercedesmodelle fungieren als Taxis oder Privatlimousinen; Kleinbusse und hunderte Mopeds sind dafür verantwortlich, dass über Bamako allabendlich eine dichte Wolke aus Abgasen liegt.

2.2.2. Kreuzung der Kulturen, Ort der Begegnung

Als die Franzosen 1888 erstmals Bamako erreichten, fanden sie eine kleine Ansammlung von dörflichen Siedlungen am linken Ufer des Nigers vor, die gerade einmal tausend Einwohner zählte (vgl. Meillassoux 1968: 3). Schon kurz darauf, in den 1890er Jahren, begann die französische Kolonialmacht mit dem Bau der Eisenbahnlinie zwischen St. Louis bzw. Dakar und Bamako. 1904 erreichte der erste Zug den Bahnhof von Bamako. Im selben Jahr nahm eine Dampfschiffahrtsgesellschaft ihren Betrieb auf, um Koulikoro (etwas nördlich von Bamako) mit Gao im Nordosten des Landes über den Flussweg des Nigers zu verbinden. Des Weiteren wurde 1904 die Kolonie *Französische Sudan* gegründet, deren künftige Hauptstadt Bamako sein sollte. Bis zu diesem Zeitpunkt war diese Region Teil einer größeren Kolonie (*Haut-Sénégal-Niger*), deren Hauptstadt Kayes am Senegalfluss war.

1908 wurde der Regierungssitz nach Bamako verlegt. Allmählich nahm das ehemals kleine Dorf am Niger die Gestalt einer Stadt kolonialer Prägung an: Rund um den Bahnhof Bamakos entwickelte sich ein kommerzielles Zentrum. Europäer handelten mit Kleidern, Salz, Haushaltsgegenständen und kauften Gummi, Erdnüsse, Elfenbein und Gold. Afrikanische Händler setzten ihren Schwerpunkt auf den Handel von Kola-Nüssen. Bamako wurde zur Transitstation zwischen der Elfenbeinküste (Produktion) und dem Senegal (Konsum). Handelshäuser, ein Kino und ein Krankenhaus wurden errichtet, das Stadtzentrum wurde 1911 erstmals mit Elektrizität und Wasser versorgt, die Anzahl der Einwohner wuchs zusehends. Um 1912 zählte Bamako um die 7000 Einwohner. Zwischen 1910 und 1960 wuchs Bamako schneller als die Hafenstädte Dakar und Conakry, nur Abidjan wuchs noch schneller. Als die Republik Mali unabhängig wurde, zählte ihre Hauptstadt 130.000 Einwohner (*études démographiques* 1960) (ebd.: 7 ff.).

Meillassoux betrachtete das postkoloniale Bamako als Zusammenfluss verschiedener Ströme: *„Bamako, therefore, can be seen as the meeting point of several rural currents: one stems from the inside, from the old Bamako village whose inhabitants remain villagers in reaction to chances brought in through foreign migrants; the others derive from the various hinterland areas and towns whose people strengthen their rural origins in order to assert themselves in opposition to each other“* (Meillassoux 1968: 144).

Bamako ist, wie Fox meint, ein Prototyp der *kolonialen Stadt* (Fox 1977: 139): *„The colonial city represents an urban type that lacks an industrial economy and is therefore heavily dependent on the fossilized peasant agriculture of its surrounding rural areas.“* Anders als in Europa, ist die zunehmende Urbanisierung in Afrika nicht das Resultat industrieller Transformationsprozesse; sie ist vielmehr eine Folge der Kolonialpolitik und ihrer Maßnahmen, die darauf abzielten, die Landwirtschaft zu stärken und für den Export zu rüsten. Die postkolonialen Staaten haben diese Ausrichtung mehr oder weniger beibehalten. Die großen Städte haben sich in der Folge nicht als Industriestädte, sondern als administrative und handelsorientierte Zentren konstituiert.

Seydou Keita, einer der bedeutendsten Fotografen Malis, beschrieb 1948 seine Heimatstadt, die damals erst um die 100.000 Einwohner zählte, folgenderweise: *„Sie war eine Kreuzung, ein Durchgangsort und ein Ort der Begegnung, es herrschte eine gute Stimmung. Auf dem Weg nach Dakar legten Leute von der Elfenbeinküste, Bourkiner, Nigrer immer einen Zwischenaufenthalt in Bamako ein. Das gesamte Viertel in der Stadtmitte war sehr belebt aufgrund der Kathedrale, des Bahnhofs, der Post, des großen Markts, genannt Marché Rose, des Soudan Clubs und des vielbesuchten Zoos“* (Magnin 1997: 10).

Reinprecht zeichnet im Sinne Wirths ein aktuelles Bild der Metropole als *Mosaik sozialer Welten* (Wirth 1938), als *Geflecht aus Kleingruppen und intermediären Strukturen* (Reinprecht 2002), das sich durch verschiedene Ethnien und die ständige Bewegung von Menschen und Verkehr verdichtet: *„Es herrscht ein kaum registrierbares Kommen und Gehen; viele Menschen sind nur vorübergehend in der Stadt: als Saisonarbeiter, Durchreisende oder zu Besuch bei Verwandten, und auch wer sich dauerhaft in der Stadt niederlässt, hängt oftmals lange dem Gedanken an die Rückkehr ins Dorf nach. Viele Menschen, vor allem zugewanderte, leben ‚flüchtig‘ in den vielen Bauruinen, Neubauten, die oft über mehrere Jahre im Rohzustand bleiben und die sie im Auftrag ihrer Besitzer bewachen, oder in notdürftig errichteten Behausungen in den spontanen Vierteln am Rande der Stadt. Dauerhaftigkeit als Bedingung für die Durchsetzung einer urbanen Lebensform scheint in Bamako wie auch in anderen Städten Malis und des Sahel also nur sehr bedingt gegeben zu sein“* (Reinprecht 2002: 45).

Auch aus meinen eigenen Beobachtungen ergab sich der Eindruck, Bamako sei ein Ort der Begegnung und des Verlassens, ein Durchgangsort, ein Übergangsraum, ein *lieu de transit*. Der dynamische Charakter der Metropole und die durch Wandel und Transformation geprägte Lebensweise der Bewohner, scheint ein besonderes Merkmal dieser Stadt im Sahel zu sein.

Die klassische sozialwissenschaftliche Beschreibung der Stadt als Ort, an dem sich Fremde begegnen, trifft für Bamako in besonderem Maße zu, mehr noch, man könnte behaupten: Bamako als Kreuzung der Kulturen *„organisiert vielmehr Übergänge zwischen dem Vertrauten und dem Unvertrauten, dem bekannten und dem Unbekannten, dem Eigenen und dem Fremden“* (Schroer 2006: 244).

Die Armut und der tägliche Kampf ums Überleben sind zweifellos die größte Herausforderung für weite Teile der Bevölkerung Bamakos. In der Bewältigung des alltäglichen *struggling to survive* sind besonders die marginalisierten und schwachen Gruppen, zu denen die Hausangestellten zweifelsohne zählen, gezwungen, neue, teils illegale bzw. von der Gesellschaft geächtete Wege zu beschreiten um ihre Existenz zu sichern. Viele der Migrantinnen, die tagsüber als Hausmädchen arbeiten und dafür sehr wenig bezahlt bekommen, gehen deshalb abends der Arbeit als Prostituierte auf der Straße oder in sogenannten *Hotels* nach.

2.2.3. Räume in der Stadt

Ein typisches Charakteristikum der Stadt ist die Unterscheidung der Bereiche Öffentlich und Privat. *Öffentlich* meint dabei den Bereich der politischen Einflussosphäre und *Privat* den Bereich der privaten Haushalte. Urbanität, also die städtische Lebensweise, scheint eng mit dem Begriff des öffentlichen Raumes verbunden zu sein (vgl. Schroer 2006: 240 ff.). In Bamako wird - so hat es den Anschein - der öffentliche Raum als solcher zu wenig wahrgenommen und genutzt. Gründe dafür liegen, wie Reinprecht meint, im Fehlen einer gewachsenen urbanen Bevölkerungsschicht sowie in der *strukturellen Schwäche des Staates* (vgl. Reinprecht 2002: 54).

Die Architektur verstärkt den Eindruck, dass öffentliche und private Bereiche klar voneinander getrennt werden. Das Straßenbild Bamakos wird geprägt durch große weite Straßen aus roter Erde, deren Ränder durch riesige schattenspendende Bäume gesäumt werden, daran angrenzend befinden sich die zur Straße hin geschlossenen Häuser, häufig in traditioneller Bauweise aus Lehm (*banco*) (siehe Kap.6.5. / Abb. 6).

Die typische Wohnform, die man in Mali sowohl am Land als auch in der Stadt vorfindet, ist das Gehöft - *la concession* bzw. *du* (auf *Bambara*). Um einen großen Innenhof, den sogenannten *du-kene*, gruppieren sich mehrere lange, flache und schmale Wohntrakte, die zum Hof hin geöffnet sind. In diesem *du-kene* wird von den weiblichen Hausangestellten ein Großteil der Arbeit verrichtet, das Essen vorbereitet und gekocht, Geschirr und Wäsche gewaschen usw. Darüberhinaus werden im *du-kene* Lebensmittelvorräte aufbewahrt, Früchte und Getreide zum Trocknen ausgelegt und, obwohl das eigentlich verboten ist, werden in den Höfen auch Tiere, vor allem Hühner und Schafe, gehalten (vgl. Meillassoux 1968, Chevron 2002). Durch Platzmangel leben oft bis zu 20 und mehr Personen in einem solchen Hof. Üblicherweise wohnen neben der Großfamilie auch die Hausangestellten, Nachtwächter und Dienstmädchen, in einem Gehöft. In den Städten werden auch einzelnen Trakte in den großen Gehöften an Migranten oder andere nicht verwandte Personen vermietet (Chevron/Reinprecht/Traoré 2002). Zur Zeit meines Aufenthalts in Bamako hielten sich zusätzlich viele Pilger in den Höfen auf, die sich auf ihrem Weg nach Mekka befanden. Insgesamt spiegelt sich die für Bamako typische Lebensweise, wie Reinprecht (2002: 54) feststellt, eher in einem Nebeneinander als in einem Miteinander der einzelnen Gruppen wieder: *„Der wachsenden räumlichen Unordnung entspricht eine zersplitterte soziale Ordnung, die als ein Nebeneinander von verschiedensten sozialen Umwelten beschrieben werden kann, die häufig nicht territorial (über die Nachbarschaft) oder vertragsmäßig (über die Bürgerschaft), sondern traditional (über Abstammung und Sippenzugehörigkeit) integriert sind, was die Bindung an das urbane Gemeinwesen (auch auf der Ebene der Nachbarschaft), nachhaltig erschwert.“*

Migrantinnen sind auf Streifzügen durch die Stadt nur selten zu sehen. Ihr Arbeitsalltag in den privaten städtischen Haushalten erlaubt ihnen kaum, den öffentlichen politischen Raum für sich zu beanspruchen. Tagsüber begegnet man den Hausangestellten nur selten, wenn sie kleine Einkäufe tätigen oder die Straße unmittelbar vor dem Wohnbereich der Dienstgeberfamilie kehren. Abends, wenn die Arbeit erledigt ist, treffen sich die Mädchen bisweilen mit ihren Freundinnen, die sie noch aus ihrem Dorf kennen oder derselben Ethnie angehören. Obwohl oder gerade weil Bamako eine der schnellst wachsenden Metropolen Afrikas ist, herrscht eine ländliche Lebensweise vor. Ein Großteil der Stadtbewohner ist nicht in Bamako geboren, sondern aus den ruralen Gebieten des Sahel in die Metropole migriert. Die Menschen leben in der Stadt ähnlich wie in den Dörfern, aus denen sie ursprünglich kommen. In einigen Vierteln in der Peripherie Bamakos wird sogar Landwirtschaft betrieben, viele Kleinhändler bauen Obst und Gemüse an, das sie vor allem rund um den *grand marché* verkaufen; man spricht daher von der *Ruralisierung* der Hauptstadt (Satzinger 1990), also der Inbesitznahme der Stadt durch das Land beziehungsweise durch ländliche Produktions- und traditionelle Denkweisen.

Betrachtet man die Lebensweise der Migranten und Migrantinnen in der Stadt, lassen sich deutliche Unterschiede zu jener der städtisch gewachsenen Bevölkerung, zur *urban core population* (Fox 1977) erkennen. Die Migranten reproduzieren selbst im Umfeld der Hauptstadt ländliche Verhaltensmuster, die ideologische und emotionale Bindung an die Stadt wirkt gering, Gedanken über die Dauer ihrer urbanen Existenz sind zeitlich begrenzt (auch wenn die Realität anders aussieht). Das mag mitunter daran liegen, dass die Migrantinnen im urbanen Milieu generell keinen festen Platz für sich ausmachen können. Der Begriff der *urban villagers* (Gans 1962) scheint also für diese Gruppe in besonderem Maße zuzutreffen (vgl. Fox 1977: 138).

Generell ist die Landwirtschaft die Existenzgrundlage der malischen Bevölkerung, Subsistenz dient als Überlebensstrategie. Das Fehlen von Industrie und Infrastruktur führt nicht nur in den Städten zum Fehlen von Einkommen und Arbeit. Dennoch steigt seit der wirtschaftlichen Öffnung des Landes in den 1990er Jahren die Produktion und Distribution von Konsumgütern an. Handy, Fernsehen und Internet sind aus dem Alltag vieler Stadtbewohner nicht mehr wegzudenken und auch die Zahl der *mobilen* Bewohner erhöht sich durch den Ausbau von Straßen und die Zunahme des Verkehrs.

Unter *urban* oder *städtisch* versteht man nicht nur in der Stadt zu leben und zu arbeiten, sondern es geht auch darum, ob der Lebensmittelpunkt einer Person in oder außerhalb der Stadt liegt. In Bamako sind viele Menschen, die meisten von ihnen Migranten, andere wenige sogar in der Stadt Geborene, in ihrer sozialen wie emotionalen Existenz auf den ländlichen Herkunftsort fokussiert; sie pflegen vielfältige Beziehungen zur Gesellschaft ihrer primären Sozialisation und planen häufig, irgendwann *nachhause* zurückzukehren. Als Indikator für Urbanität wird also das Vorhandensein oder das Fehlen sowie die Intensität an Beziehungen zu einem ländlichen Herkunftsort erachtet (vgl. Ludwar-Ene 1991: 123).

Reinprecht (2005: 45) sieht in der drastischen Verengung des unmittelbaren Lebensraums ein Charakteristikum der Städte des Sahel. Dieses *Problem der Enge*, das sich besonders in den übervollen Gehöften manifestiere, „*zementiert die traditionellen Verhaltensweisen, fördert die Reproduktion eingeübter Rollenmuster und sorgt für die Aufrechterhaltung der moralischen Dichte der traditionellen Gemeinschaft des Sippenverbandes*“.

Die Verdichtung und Expansion der afrikanischen Städte geht aber nicht nur mit der *Ruralisierung* dieser Siedlungen einher, sondern fördert gleichzeitig Urbanität als Lebensgefühl der neuen Städter.

Wirth (1938) hielt in seinem Aufsatz *Urbanism as a way of life*, der 1974 unter dem Titel *Urbanität als Lebensform* ins Deutsche übersetzt wurde, fest: „*Urbanität, oder jener Komplex von Merkmalen, der für die städtische Lebensform charakteristisch ist, und Urbanisierung, der Prozeß der Entwicklung und Ausweitung dieser Faktoren, sind so zwar nicht ausschließlich in Siedlungen anzutreffen, die im physisch-realen und demographischen Sinne als Städte bezeichnet werden können, doch finden sie in diesen Gebieten, und besonders in den großen Metropolen ihren stärksten Ausdruck*“ (Wirth 1974: 42).

Wie in vielen Ländern, in denen ein Großteil der Bevölkerung mit großer Armut konfrontiert ist, vergrößert sich auch in Mali die Kluft zwischen Arm und Reich, zwischen Eliten und Menschen, denen der Zugang zu Ressourcen verwehrt bleibt. Die jungen Migrantinnen sind davon besonders betroffen.

3. Migrationsdynamiken in Westafrika – eine Tradition der Mobilität

3.1. Aktuelle Migrationsforschung

Für die Erforschung von Migrationsphänomenen eignet sich ein multidisziplinärer Zugang am besten. Die Kultur- und Sozialanthropologie kann dabei einen wichtigen Beitrag leisten. Im Sinne einer holistischen Auseinandersetzung mit dem Thema Migration bedarf es wissenschaftlicher Theorien und Methoden, die im Stande sind, qualitativ hochwertige Analysen zu liefern, auf kulturelle und ethnische Charakteristika einzugehen, um die Geschichten um Abschied und Ankunft erfassbar zu machen. Um Problemlösungsstrategien zu entwickeln, ist eine Herangehensweise von Vorteil, die die verschiedenen Ansätze miteinander vernetzt: Vertreter unterschiedlicher Disziplinen - Anthropologen, Soziologen, Politologen - sowie Demographen, Historiker, Juristen und Ökonomen können gemeinsam Antworten formulieren, die der Analyse komplexer Migrationsprozesse gerecht werden .

In der europäischen Wissenschaft wurde Migration, also die Wanderung von Menschen in einem bestimmten Raum, erst mit Beginn der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts wahrgenommen, da sich im Zuge dessen tausende Menschen in den Städten mit industrieller Infrastruktur niederließen. Lange herrschte unter Migrationsexperten die Meinung vor, dass das Verlassen der Herkunftsgesellschaft lediglich auf ökonomische Gründe zurück zu führen sei. Das Streben nach einem höheren Lebensstandard galt als die einzige Legitimation, um Migration zu erklären (vgl. Purps 2009).

Neoklassische Theorien unterschieden in der Migrationsforschung bis in die 1970er Jahre und darüberhinaus zwischen *Push- und Pull-Faktoren*, die insbesondere für die Land-Stadt-Migration verantwortlich sein können (vgl. Castles/Miller 1998: 20): Einerseits gibt es Motive, die die Menschen dazu drängen, ihr Land, ihren Hof oder ihre Familie zu verlassen, sogenannte *Push-Faktoren*, wie Armut, Umweltkatastrophen oder Krankheiten. Andererseits gelten Faktoren wie die Hoffnung auf einen gut bezahlten Arbeitsplatz, der bessere Zugang zu Bildung und Gesundheit, die Möglichkeit der gesellschaftlichen und kulturellen Statuserhöhung als *Pull-Faktoren*, die Menschen in die Städte locken (vgl. Fleischer 2003, Nour 1995).

In den 1980ern fand in der Migrationsforschung ein Paradigmenwechsel statt, nun galt es, bisher vernachlässigte Dimensionen von Migration zu berücksichtigen. Die Einbindung der Migranten in soziale Netzwerke lokaler, regionaler, nationaler und globaler Natur, sowie die Interaktionen zwischen den Subjekten und ihrer Umwelt rückten in den Vordergrund der Migrationsforschung im post-industriellen Zeitalter (vgl. Parnreiter 2000).

Im Zeitalter der Globalisierung lässt sich insbesondere in den Ländern der Dritten Welt eine Veränderung der vorhandenen Migrationsbewegungen (Tendenz stark steigend) erkennen, die primär an den Urbanisierungsprozess in den Ländern der südlichen Hemisphäre gekoppelt ist. Was die Migration innerhalb des afrikanischen Kontinents betrifft, haben mehrere urbananthropologische Studien bereits ab den 1950er, 60er und 70er Jahren darauf hingewiesen, dass die urbanen Gebiete in Afrika jedoch nicht von sozialer Anomie geprägt waren (und sind), sondern durchaus Strukturen aufwiesen, in denen die Migranten die Verbindungen an ihre Ursprungsgesellschaft sowie ihre Ethnizität als Ressource nützten oder der städtischen Umwelt anpassten (vgl. Bilger/Kraler 2005: 14).

In der aktuellen Migrationsforschung geht es primär darum, Verbindungen zwischen lokalen und globalen Strukturen über die Grenzen des Nationalstaates hinweg zu untersuchen und individuelle Motive der Migranten sichtbar zu machen. Verbesserungen im Bereich der Infrastruktur und neue Möglichkeiten im Bereich der Medien und Kommunikation, fördern die Mobilität der Menschen weltweit (vgl. Purps 2009: 25 f.). Die Wechselwirkungen und Vernetzungen zwischen Global und Lokal bilden eine der Grundlagen der aktuellen kulturanthropologischen Forschung (vgl. Appadurai 1991, Gingrich 1999). Kultur wird nicht mehr allein durch einen geographischen Raum begrenzt gesehen, vielmehr geht man von Bewegungen über lokale und nationale Grenzen hinweg aus. Appadurai bezeichnet diesen Prozess als *Enträumlichung* (Appadurai 1991): Kultur beziehungsweise kulturelle Identität sind also nicht mehr zwingend an einen räumlich begrenzten Begriff gebunden (ebd. 1991, Giddens 1992, Schroer 2006). Auch Mansfeld weist in ihrer Untersuchung zur Migration der Dogon-Mädchen nach Bamako darauf hin, dass sich Kulturen vor dem Hintergrund steigender Migrationsbewegungen *detrterritorialisieren und fragmentieren* (Mansfeld 2007). Sie betont, dass Migrationsphänomene die Bedeutung nationaler Grenzen verändern: *„Migration zwischen Dörfern und Städten, über weite Strecken zwischen verschiedenen Ländern und Kontinenten, ersehnt, erzwungen oder freiwillig, kurzzeitig, sich wiederholend oder langfristig, gleichzeitig schnelle Kommunikationsmöglichkeiten über ebenso weite Strecken hinweg, all diese Erscheinungen der Migration unterminieren theoretische Identitätskonzepte, Denkmodelle und Auffassungen, die kulturelle Identität und räumliche Bindung aufeinander zurückführen und daraus ableiten“* (ebd. 2007: 48).

In der Folge sind Konzepte zur Erforschung von Kulturen, die diese als nach außen geschlossen und abgrenzbar deuten, nicht mehr haltbar. Ein Kulturbegriff, der eine bestimmte Gruppe von Menschen anhand ihrer ethnischen Zugehörigkeit einem abgesteckten Territorium zuweisen will, erweist sich als obsolet. Durch Migrationsphänomene werden kulturelle Grenzen durchlässig, die kulturelle Identität bewegt sich mit den Akteuren, die sich an Migrationsprozessen beteiligen, über lokale und nationale Grenzen. In diesem Sinn meint Mansfeld (ebd.: 49): „*Die in der Ethnologie bevorzugte Trennung des Mikrobereichs im Lokalen vom Makrobereich des Weltsystems ist damit aufgelöst, und beide Bezugssysteme sind an jedem Ort in den sozialen Interaktionen dynamisch verwoben*“.

An diese Überlegung gekoppelt, verliert der Ort, wie Mansfeld meint, seine Funktion als *fixierter identifikatorischer Bezugspunkt* (Mansfeld 2007) und bildet stattdessen einen *lokalen Schauplatz* (Giddens 1992), wo die Interaktionen der handelnden Akteure an mehreren unterschiedlichen, dem Kontext angepassten Bezugspunkten stattfinden: zuhause, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft, in der Stadt, innerhalb eines Staates oder innerhalb eines Weltsystems. Orte werden nicht nur durch sichtbare, wahrnehmbare Einflüsse geprägt, sondern auch von entfernten sozialen Faktoren gestaltet (ebd.: 138). Geertz bezeichnet daher die Welt, wie sie sich heute zeigt, als *Flickwerk* (Geertz 1996), Appadurai zeichnet ein Bild imaginärer Orte, sogenannter *ethnoscapes* (Appadurai 1991), die sowohl Strukturen des Lokalen als auch des Globalen aufweisen und somit zum Kern einer transnationalen und transkulturellen Anthropologie werden.

Eine zeitgemäße *Anthropologie der Migration* geht daher auch der Frage nach kulturellen Veränderungen als Konsequenz der Migration nach und untersucht die Auswirkungen, die diese kulturellen Veränderungen auf die ethnische Zugehörigkeit der Migrierenden haben können (vgl. Brettel/Hollifield 2005).

3.2. Historische Migrationsbewegungen

3.2.1. Vorkoloniale Expansionen

Migration und Mobilität sind in der Geschichte Afrikas tief verwurzelt. Verschiedene Ethnien haben lange vor der europäischen Fremdherrschaft den Kontinent durchquert. Bekanntestes Beispiel für die bewegte Vergangenheit Afrikas ist die große Wanderung der Bantuvölker 500 v. Chr. (vgl. Ansprenger 2004: 18 f.). Historisch betrachtet, lässt sich daher in Afrika südlich der Sahara eine lange *Tradition der Mobilität* erkennen.

Der Islam breitete sich rasch nach dem Tod des Propheten Mohammed 632 n. Chr. entlang der Trans-Sahara-Route Richtung Süden aus und veränderte das Verhältnis zwischen Europa und Afrika in einer ebenso tiefgreifenden Weise wie die europäische Kolonialisierung tausend Jahre später. Diese Ausbreitung basierte nicht auf kriegerischen Auseinandersetzungen, sondern, wie Ansprenger verdeutlicht, auf *einer Art kommerziell-kultureller Osmose* (Ansprenger 2004), welche bis heute für den *schwarzen Islam* Afrikas typisch ist. Ansprenger (2004: 35) charakterisierte diese Entwicklung folgendermaßen: „Politisch betrachtet, handelte es sich anfangs um eine Tolerierung des Islam unter den Augen afrikanischer Herrscher, die selbst althergebrachten Glaubensweisen anhingen, später, nach der Bekehrung der herrschenden Schichten, um eine Koexistenz, die regelmäßig zu synkretistischer Vermischung islamischer und „heidnischer“ Religionsausübung neigte – und dadurch Wellen islamischen Reformeifers auslöste, wiederum bis in die Gegenwart hinein.“

Detaillierte Informationen über die Geschichte Afrikas finden sich in den Werken der bedeutenden Schriftsteller und Reisenden *Ibn Battutah* (1304 - 1368/69) und *Ibn Khaldun* (1332 - 1406) sowie dem ursprünglich aus Granada stammenden *Leo Africanus* (1485 - 1554) (vgl. Ansprenger 2004). Verschiedene Ethnien wanderten durch weite Teile Westafrikas, um ihre Lebensgrundlagen zu sichern oder Handel zu treiben. Die *Tuareg* zum Beispiel wechselten, bedingt durch ihre nomadische Lebensweise, mehrmals pro Jahr ihren Aufenthaltsort. Die *Dogon*, Mitglieder einer weiteren Ethnie, kamen ursprünglich aus dem *Mandégebiet* und siedelten sich erst vor vier bis fünf Jahrhunderten dauerhaft entlang der *Falaise von Bandiagara*, einem schwer zugänglichen Felsplateau, an und verdrängten die dort ursprünglich ansässigen *Tellem* (vgl. Petit 1998: 13).

Im Staatsgebiet des heutigen Mali waren Djenné und Timbuktu bedeutende Zentren der Lehre des Islam, Ségou war die Hauptstadt der Bambara und Mopti durch seine Lage am Niger unweit des großen Binnendeltas wichtigster Hafen und Umschlagplatz des Trans-Sahara-Handels (vgl. Chevron/Reinprecht 2002: 18).

Fest steht, dass in Westafrika schon ab dem 9. Jahrhundert große historische Reiche - *Kanem, Ghana, Mali, Songhai* – existierten, die bereits mitunter urbane Kulturen entwickelten. Manchen vorkolonialen Reichen Westafrikas fehlte jedoch ein politisch-administratives System samt stabiler Gesellschaftsordnung, wie man es in Ägypten, China oder Rom kannte. Dennoch gab es bereits vor der europäischen Eroberung in Afrika politische Systeme, die denen eines *Staates* im europäischen Sinn durchaus ebenbürtig waren (Fortes/Evans-Pritchard 1949): einerseits „*Gesellschaften, die zentralisierte Autorität, Verwaltungsmaschinerie und Institutionen der Rechtsprechung besitzen – in short, a government – und wo Unterschiede an Reichtum, Privilegien und Status mit der Verteilung von Macht und Autorität korrespondieren*“, andererseits jene Gesellschaften, denen diese Kriterien fehlen – „*in short which lack government*“ (ebd.1949: 5). Ihre Bedeutung erhielten die westafrikanischen Reiche als ökonomische, kulturelle und religiöse Zentren, als geo-strategische Orte entlang der *Trans-Sahara-Handelsroute*, an denen neben Gütern wie Gold und Salz, auch Wissen, Sprache und Religion getauscht und verbreitet wurden.

Kanem war ein sehr früher Staat, der bereits in der Mitte des 9. Jahrhunderts nordöstlich des Tschadsees seinen Reichtum nicht nur aus den Nord-Süd-Handelsbeziehungen bezog, sondern auch aus der Besteuerung der Karawanen, die nach Osten ins Niltal zogen. Weiter westlich, im Gebiet des heutigen Mali und Mauretanien, bildeten die *Soninke*, Angehörige der *Mandevölker*, das Reich *Ghana*. *Ghana* stützte seine Existenz alleine auf den Handel von Gütern entlang der Nord-Süd-Route. Gold aus den Flüssen im Süden wurde gegen Salz aus den nördlichen Wüstengebieten getauscht. Ab dem 11. Jahrhundert errichtete das Reich in *Koumbi Saleh* (322 km nördlich von Bamako) einen festen Sitz aus Steinbauten. Der endgültige Niedergang *Ghanas* wurde vom legendären Gründer des Reichs *Mali, Sundjata Keita* besiegelt. Nach einer gewonnenen Schlacht zerstörte er *Koumbi Saleh* 1235 dauerhaft. Die *Keita*-Dynastie hatte ihre Heimat ursprünglich bei *Kangabe* im Grenzgebiet zwischen dem heutigen Guinea (Conakry) und Mali. Die Blütezeit des Reiches *Mali* reichte vom 13. bis ins 15. Jahrhundert. Danach lehnten sich verschiedene Völker innerhalb des Reiches gegen dessen Oberhoheit auf. Selbst mit Hilfe der Portugiesen, die zu dieser Zeit den afrikanischen Kontinent bereits erreicht hatten, gelang es den malischen Herrschern nicht, die *Songhai*, die aus der Stadt Gao am östlichen Nigerbogen stammten, zu verdrängen.

Aber auch das Reich *Songhai* konnte sich nicht lange behaupten, da die Europäer ihre Expansion nach Afrika massiv vorantrieben und der in Zusammenhang mit der Expansion in die Neue Welt florierende Sklavenhandel, der die Geschichte Afrikas bis ins 19. Jahrhundert nachhaltig prägen sollte, zu dieser Zeit ausgebaut wurde (vgl. Ansprenger 2004: 36 ff.).

3.2.2. Europäische Fremdherrschaft

Der Staat Mali innerhalb seiner heutigen Grenzen entstand eigentlich auf europäischen Schreibtischen, denn auf dem Wiener Kongress 1814/15 teilten sich drei der fünf Großmächte, Frankreich, Großbritannien und das Deutsche Reich unter der Beteiligung Belgiens und Portugals den afrikanischen Kontinent auf, setzten aber ihre Pläne der Fremdherrschaft erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in die Tat um. Eingeleitet wurde dieser Prozess durch die französische Eroberung Algeriens 1830 sowie die Eröffnung des Suez-Kanals 1869. Frankreich operierte dabei nach dem Slogan „*La Méditerranée traverse la France comme la Seine traverse Paris*“ (französische Propaganda 1954), eroberte also große Teile Nord- und Westafrikas, die von der Atlantikküste über den *Sahel* bis in die Sahara reichten (ebd.: 64 f.).

Unter dem Einfluss der Kolonialmacht Frankreich verloren die historischen Städte Timbuktu, Djenné und Ségou an Bedeutung, neue urbane Siedlungen entstanden entlang der Eisenbahnlinien, dem Nigerfluss oder in den Küstengebieten Westafrikas. Bamako entwickelte sich zu einem administrativen Zentrum der französischen Kolonialpolitik, das durch eine Bahnverbindung direkt mit der Hafenstadt Dakar im Senegal verbunden war. Bamako war durch seine Lage und die fehlende industrielle Infrastruktur lange Zeit eine beschauliche Stadt. 1960 wurde Bamako zur Hauptstadt des unabhängigen Mali und zählte damals 129.000 Einwohner. Erst durch die Dürreperioden in den 1970er und 1980er Jahren und den in den 1990er Jahren eingeleiteten Demokratisierungsprozess wanderten tausende Menschen aus ländlichen Gebieten in die Hauptstadt Malis, sodass sich die aktuelle Einwohnerzahl der 2-Millionen-Hürde nähert (vgl. Chevron/Reinprecht 2002: 19). Die heutigen afrikanischen Städte gehen auf Gründungen der europäischen Besatzer zurück. Ihre Entwicklung knüpfte daher nicht an die lange, jahrhundertealte urbane Kultur in Westafrika an (ebd.: 18). Städte wie Dakar und Abidjan, die wichtigsten westafrikanischen Handels- und Verwaltungsmetropolen, sind, im Gegensatz zu Bamako, durch europäische, moderne Architektur und einen hohen Grad an Vernetzung mit anderen wichtigen Städten inner- und außerhalb Afrikas geprägt und weisen darüberhinaus einen relativ hohen Anteil an französischen Einwohnern auf, sogenannten Expatriots (Expats), die gut bezahlte internationale Posten außerhalb ihres Herkunftslandes haben.

Die Kolonisatoren, die sich in Afrika gerne aristokratisch oder großbürgerlich präsentierten, sahen eine ihrer wichtigsten Aufgaben darin, die Afrikaner *zur Arbeit zu erziehen* (Markmillar 1995). Viele Afrikaner sahen nicht ein, warum sie für die weißen Besatzer gegen Lohn arbeiten sollten, konnten sie doch durch ihre subsistenzwirtschaftliche Lebensweise die Bedürfnisse ihrer Familien decken. Nur durch die Einfuhr von Kopfsteuern gelang es den Europäern, diese Teile der afrikanischen Bevölkerung zum Arbeiten zu bewegen. Aus dieser Zeit stammen auch erste Berichte über afrikanische *houseboys* oder Kindermädchen (vgl. Ansprenger 2004: 91).

Durch verschiedene Maßnahmen der Kolonialpolitik - Zwangsarbeit, Arbeitsmigration, Steuersystem - wurden mobile Elemente in den Gesellschaften Westafrikas implementiert. Die an den Küsten gelegenen Städte wurden Anziehungspunkte für Migranten aus den umliegenden Regionen und benachbarten Staaten, die im Hafen oder auf Plantagen Arbeit suchten. Damals waren es vorwiegend Männer, die in den Städten Geld verdienen wollten um den Steuerforderungen der Kolonialherren nachzukommen. Viele Arbeiter mussten auf Befehl der Europäer als Zwangsarbeiter auf den Baumwoll-, Kaffee- und Kakao-Plantagen, in den Häfen oder auf Baustellen arbeiten. Dies führte – wie aus den Interviews, die ich geführt habe, ersichtlich – zu einer zuerst männlichen Migration in die Städte, denn

„Die Transformation von landwirtschaftlichen Produkten wie Baumwolle oder Reis war in der kolonialen Konzeption „Männersache“. Die Urbanisierung war also zu Beginn männlich und wurde erst mit der Zeit zu einer „Migration d’Accompagnement“ rund um eine Familienzusammenführung. Früher handelte es sich oft um erzwungene Arbeit der Migrierenden, erst später ließen sich Männer mit ihren Frauen dauerhaft in der Stadt nieder und gründeten eine urbane Bevölkerung. Erst später wurde die Migration unabhängig von einem regroupement familiale“(Interv.9: 1).

Nachdem die afrikanischen Staaten ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, forcierten die bereits existierenden kolonialen Migrationsmuster Arbeitsmigrationsbewegungen, welche ein komplexes und sensibles Beziehungsgefüge zwischen den einzelnen Staaten zur Folge hatten. Die Länder an der Küste - Côte d'Ivoire, Nigeria und Ghana - wurden zu den wichtigsten Aufnahmeländern von Arbeitsmigranten, die auf den Kakao, Kaffee- und Baumwollplantagen Beschäftigung fanden. Die Sendeländer waren die *West African Semi-Arid Tropics* (WASAT): Mali, Burkina Faso und Niger. Côte d'Ivoire ist bis heute das wichtigste Aufnahmeland für internationale Migranten und Migrantinnen aus Mali (vgl. Chevron 2003: 16 f.).

3.3. Charakteristika der aktuellen Land-Stadt-Migration

Hauptursache für die drastische Beschleunigung des heutigen Städtewachstums in Mali sind die ökologischen Probleme des Landes und die daraus resultierende Zunahme der Armut. Das städtische Wachstum basiert aber zunehmend auf natürlichem Wachstum, was bedeutet, dass sich die Menschen längerfristig in den Städten niederlassen um eigene Haushalte und Familien zu gründen (vgl. Bocquier 2000: 122 f.). Ein weiterer Faktor für die wachsende Urbanisierung in Mali ist der zu Beginn der 1990er Jahre eingeleitete Demokratisierungsprozess sowie die gelockerten sozialen Strukturen, in einer sich schnell verändernden Gesellschaft. Die Folgen der Urbanisierung sind gravierend und betreffen sowohl die sozialen Strukturen im ländlichen wie im städtischen Bereich (vgl. Chevron 2002: 16f.).

Trotz der sozioökonomischen, politischen und ökologischen Dimension von Migration, wurden die unterschiedlichen Ursachen und Formen der Wanderungsbewegungen, zumindest was den afrikanischen Kontinent betrifft, bisher nur unzureichend untersucht. Statistiken und Zahlen gibt es nur wenige. Die quantitativen Daten die im folgenden Kapitel verwendet werden, stammen aus 2 Studien des ISH - *Institut des Sciences Sociales* in Bamako (ISH 1988, 1991) und von AFRISTAT (Bocquier 1999, 2000).

Bis in die 1990er Jahre gab es zur Erfassung von Migrationsströmen in Mali nur die Zahlen und Daten der beiden Volkszählungen von 1976 und 1987. Daher wurde 1993 erstmals eine ausführliche Umfrage zu Migration und Urbanisierung in Mali mit dem Namen EMMU (*l'Enquete malienne sur les migrations et l'urbanisation*) publiziert, die auf Umfragen aus den Jahren 1988-92 beruht. Diese Studie, die erste ihrer Art im unabhängigen Mali, wurde von REMUAO (*Réseau migrations et urbanisation en Afrique de l'Ouest*) und CERPOD (*Centre d'Etudes et de Recherche sur la Population pour le Développement*) realisiert und in 8 Staaten Westafrikas - Burkina Faso, Côte d'Ivoire, Guinea, Mali, Mauretanien, Niger, Nigeria und Senegal - gleichzeitig durchgeführt.

Die Ergebnisse zeigen, dass sich drei Jahrzehnte nach der im Jahr 1960 proklamierten Unabhängigkeit Malis, die Charakteristika der Urbanisierung in Westafrika grundlegend geändert hatten: In den 1950er und 60er Jahren waren innerhalb Westafrikas die Sahelländer dreimal weniger urbanisiert als andere Länder der Subregion, insbesondere in den Küstenregionen, 1990 nur mehr zweimal so wenig.

Zwischen den 1950er und 1970er Jahren hatte der Zuzug von Migranten in urbane Zonen in erster Linie mit Entwicklungen im Bereich des tertiären Sektors zu tun, mit den veränderten Bedürfnissen im öffentlichen und halböffentlichen Bereich sowie in städtischen Haushalten. In den 1960er und 1970er Jahren wanderten die Menschen vor allem aus den trockenen ländlichen Gebieten in urbane Gebiete und von den Binnengebieten in Richtung Küsten. Insbesondere die langen Trockenperioden und großen Dürrekatastrophen in den 1970er Jahren zwangen die Menschen dazu, ihre Dörfer zu verlassen.

In den 1980er Jahren bemerkte man wieder eine Art Rückbewegung in ländliche Gebiete. Die Anziehungskraft der Hauptstädte blieb zwar konstant hoch, aber auch einige rurale Gegenden in der Sahelzone wurden als gewinnbringende günstige Lebensräume erachtet. Auch der Anteil migrierender Frauen stieg in dieser Zeit beträchtlich: War die Migration vormals männlich dominiert und häufig transnational orientiert, nahm nun eine hohe Zahl an Frauen an Migrationsprozessen teil, die intern, also innerhalb eines Staats statt fanden. Längerfristig betrachtet könnte die Anzahl migrierender Frauen die migrierender Männer erreichen oder sogar überbieten.

„Die Alterspyramiden im Resultat der Umfrage, in der man sieht wer in Bamako geboren ist und wer nicht, verschafft einem eine Idee über Migration. In den 50ern war die Pyramide sehr männlich ausgerichtet, viele Männer, die nicht in Bamako geboren wurden, aber kaum Frauen. In den 90ern erkennt man eine klare Pyramidenform, viel mehr Menschen wurden in der Stadt geboren, unter dem Migranten finden sich weit mehr Frauen, sogar fast mehr Frauen als Männer, weil die Männer zunehmend international migrieren. Die demographischen Daten sowie die anthropologischen Beobachtungen geben also einen Überblick über die Wichtigkeit der weiblichen Arbeitsmigration. Es handelt sich dabei um einen progressiven Prozess, der sich aber im Rahmen der Urbanisierung graduell, normal und nicht außergewöhnlich entwickelt“ (Int.9 : 4).

Insgesamt beschreibt EMMU das Verhältnis zwischen internationaler und interner Migration in Mali zurzeit als relativ ausgeglichen (49 bzw. 51 %). Vier Fünftel der internen Migranten bewegen sich vom ruralen ins urbane Milieu (im Gegensatz zu einem Fünftel, das zwischen verschiedenen Städten wandert), was bedeutet, dass die Binnenmigration in Mali in direktem Zusammenhang mit dem Urbanisierungsprozess des Landes steht.

Was Alter und Geschlecht der Migranten in der Republik Mali betrifft, lassen sich große Unterschiede beobachten: Mädchen und Frauen tendieren vor allem zur Abwanderung aus dem ruralen Milieu in die nächstgrößeren Städte oder in die Hauptstadt Bamako, (die Gruppe der 15 – 29 Jährigen ist dabei zahlenmäßig die stärkste), wo die meisten von ihnen einer Beschäftigung im tertiären Sektor nachgehen, also im Bereich Dienstleistung und Handel (vgl. Bocquier 1999: 65). Bamako ist die wichtigste Destination (61,6%) innerhalb Malis, die Region Ségou die zweitwichtigste (42,4%) Anlaufstelle und Kreuzung für interne Migranten (vgl. Fleischer 2003). Während sich der Prozentsatz weiblicher Migrantinnen national auf hohem Niveau bewegt (47%), sind die Männer diejenigen, die häufiger über nationale Grenzen hinweg, also international, migrieren.

3.4. Zum Phänomen der Mädchenmigration

Die Bedeutung der Arbeitsmigration als Ursprung der Urbanisierung und deren Veränderung durch die Frauenmigration wurde in den Interviews angesprochen:

„Beim Abwanderungsprozess der jungen Frauen handelt es sich um eine Form der weiblichen Arbeitsmigration. Diese Form der weiblichen Arbeitsmigration war marginal am Beginn des Urbanisierungsprozesses, sie ist also in ihrer Erscheinung eng an den Urbanisierungsprozess gebunden. Früher war die weibliche Migration eine „Migration d’Accompagnement“, die Frauen begleiteten also ihre Männer oder reisten ihnen nach. In den Sahelländern herrschen matrimoniales Verbindungen vor, das heißt, die Frau wechselt bei der Hochzeit ihr Dorf. Der Urbanisierungsprozess ist eng an das Phänomen der Arbeitsmigration gebunden; die Arbeitsmigration ist sozusagen der Ursprung der Urbanisierung.“ (Interv.9: 1)

Die meisten Migrantinnen gehen in der Stadt einer Tätigkeit im häuslichen Bereich nach. Der Tätigkeitsbereich der Migrantinnen im Haushalt ist je nach Alter unterschiedlich: Die jüngsten Mädchen müssen auf die Kinder der Familie aufpassen. Viele dieser Mädchen sind selbst noch Kinder, manche sind nicht einmal 10 Jahre alt. Eine *Bonne*, die älter ist als 15, 20 Jahre würde nie als *Baby-Sitter* arbeiten, ihr werden andere Dienste im Haus zugeteilt. Sie ist dafür zuständig, dass das Haus bzw. der Hof sauber gehalten wird, sie muss mehrere warme Mahlzeiten täglich für die gesamte Familie zubereiten, das Geschirr und die Wäsche waschen, Boden und Flur putzen, die sanitären Anlagen reinigen und den Eingangsbereich des Hauses kehren.

Von einer älteren *Bonne*, die möglicherweise schon verheiratet ist, erwartet man, dass sie bereits viel Erfahrung in der Haushaltsarbeit hat und deshalb besonders gut bzw. besser als eine junge Kollegin für diese Aufgaben geeignet ist. Es gibt einen signifikanten Zusammenhang zwischen dem Alter und der Art der Arbeitssuche der Mädchen: Junge Mädchen unter 15 Jahren werden meist über eine dritte Kontaktperson an die Arbeitgeberfamilie vermittelt, während die älteren Mädchen, zwischen 15 und 25 häufig ihren Arbeitsplatz selbst suchen (vgl. ISH 1991: 37).

Arbeit in Westafrika ist sowohl im ruralen als auch im urbanen Kontext nach Geschlechtern getrennt. So zum Beispiel verkaufen zwar Mädchen und Jungen Waren auf Straßen und Märkten, aber dies sind jeweils unterschiedliche: Mädchen bieten Obst, Gemüse, Wasser und Hibiskussaft in kleinen Plastikbeuteln an. Die jungen Männer handeln mit ihren Waren nicht nur am Straßenrand, sondern begeben sich häufig mitten in den Verkehr, um Autos zu putzen oder Telefonkarten zu verkaufen. Das war historisch gesehen nicht immer so: Im kolonialen Kontext waren *houseboys* für die häuslichen Aufgaben wie die Zubereitung des Essens, das Waschen oder Kehren des Hofes zuständig. Die Verschiebung von männlicher Hausarbeit zu weiblichen Aufgabenbereich mag auch mit der postkolonialen Entwicklung der afrikanischen Staaten zu tun haben. Kochen ist in Mali reine Frauensache, die koloniale Forderung nach männlichen Köchen und Hausangestellten degradierte in diesem Sinne auch die traditionelle Arbeitsteilung, in dem sie Männern eine für sie ungewohnte, unmögliche Position zuwies. Nach dem Erlangen der Unabhängigkeit wurden einige Aspekte der kolonialen Lebensweise von den afrikanischen Eliten übernommen; wer es sich leisten konnte, hatte eigene Hausangestellte, aber unter Berücksichtigung der traditionellen Arbeitsteilung: in der Folge wurden den Frauen *weibliche Aufgaben* wie Kochen und Putzen zugewiesen und den Männern andere Aufgaben wie das Bewachen des Hauses oder die Zubereitung des Tees.

Die Situation dieser Frauen wird im Bericht des ISH (1988: 4) sehr zutreffend beschrieben: *„Les femmes qui viennent travailler en ville sont généralement jeunes, célibataires ou nouvellement mariées ... peu ou pas scolarisées, sans qualification aucune. Ces deux dernières caractéristiques négatives font qu'elles occupent une position marginale sur un marché de travail déjà saturé et de surcroît discriminatoire. Les activités en majeure partie domestiques sont les seuls emplois que la ville puisse offrir à une femme qui débarque de la campagne et lorsqu'elle n'est pas bonne à tout faire ... ces femmes sous-prolétaires, marginalisées sur le marché du travail, sont appelées à tort ou à raison ‚bonnes‘ ou ‚barakèdenw‘.“*

Die Arbeit im informellen Sektor, in den städtischen Haushalten, wird in Mali als *kalifa* bezeichnet und ist das typische Beschäftigungsfeld für Mädchen aus ländlichen Gebieten. Die Situation auf dem Arbeitsmarkt ist für die jungen Frauen schwierig. Da den meisten von ihnen Schulbildung oder andere Qualifikationen fehlen, bleibt die Arbeit als Hausangestellte eine der wenigen Möglichkeiten, Geld zu verdienen (vgl. Broetz 1992, Fleischer 2003). Tausende Mädchen arbeiten in Bamako unter unmenschlichen Bedingungen vom Morgengrauen bis in die späten Abendstunden in fremden Familien. Ihre Wünsche nach Selbstverwirklichung, sozialem Statusgewinn, Bildung und finanzieller Unabhängigkeit gehen nur selten in Erfüllung (vgl. Roost-Vischer 1997: 181).

Das Leben in der Stadt ist für die Mädchen alles andere als einfach: Ihr Arbeitstag beginnt zwischen 5 und 6 Uhr morgens mit den Vorbereitungen für das Frühstück und endet um 20 Uhr abends, oft auch später. Insgesamt werden in Mali drei warme Hauptmahlzeiten täglich zubereitet. Die Essenzubereitung findet üblicherweise im Hof über einem Holzkohleofen oder über offenem Feuer statt. Der Aufgabenbereich der Mädchen umfasst zahlreiche Tätigkeiten im Haushalt, Arbeitstage von mehr als 14 Stunden sind die Regel.

90% der Arbeitgeber sind Frauen, die Hausfrauen stellen die Hausmädchen an, die Männer sind für die Beschäftigung der männlichen Hausangestellten – *les gardiens* – zuständig. Daher erscheint es mir geeigneter, im Folgenden von der weiblichen Form der Arbeitgeberin zu sprechen. Arbeitgeberfamilien mit vielen Mitgliedern beschäftigen in den großen Gehöften mehrere *Bonnes* gleichzeitig.

Der Großteil der Migrantinnen wird durch Verwandte, oder andere Personen, die bereits Erfahrungen mit Hausangestellten haben, an potentielle Dienstgeber vermittelt. Manche der Mädchen haben bereits bei ihrer Ankunft in Bamako einen Arbeitsplatz sicher. Meistens folgen die Mädchen ihren älteren Schwestern oder anderen *Bonnes*, die wieder ins Dorf zurück gekehrt sind. Laut der ISH-Studie aus dem Jahr 1991 fanden 42% der Migrantinnen ihre Arbeit selbst, 53,3% wurden durch eine dritte Person vermittelt. Diese Zahlen stehen auch mit dem Alter der Migrantinnen in Verbindung: Die unter 15 Jährigen migrieren häufig mit Hilfe anderer Personen, die 15-25 Jährigen wandern häufig aus eigenem Entschluss und ohne fremde Hilfe. Generell aber finden die meisten jungen Frauen sehr schnell, innerhalb einiger Tage, Arbeit. Für den Arbeitgeber sind weder das Alter des Mädchens noch sein Familienstand ausschlaggebend für die Anstellung.

Das Verhältnis Hausmädchen – Arbeitgeber basiert offiziell auf einem *moralischen Vertrag* beider Parteien. In Wahrheit aber verschafft dieser Vertrag den Mädchen keine rechtliche Grundlage für geregelte Arbeitsbedingungen. Selbst das Ausbezahlen des Lohnes ist von der Laune der Arbeitgeber abhängig. Erheben die Mädchen Anspruch auf Verköstigung, ziehen viele Dienstgeber diese Leistung vom Lohn ab.

Der Lohn der *Bonnes* in Bamako lag im Jahr 2007 durchschnittlich bei 7500 CFA. Die jüngsten Mädchen, die auf die Kinder der Familien aufpassen müssen, verdienen nur 3500 CFA. Die erste Dokumentation einer Lohnauszahlung an eine Hausangestellte stammt aus dem Jahr 1959. Der Lohn betrug damals 500 CFA. Auch wenn der Lohn in den letzten 5 Jahrzehnten um das 15-fache gestiegen ist, können sich die Mädchen immer weniger leisten. 1959 konnte ein Mädchen um 500 CFA noch 500 kg Hirse kaufen, heute sind es nur noch 100 kg für 7500 CFA (ebd.: 49).

In der Hauptstadt Bamako verdienen die Mädchen besser als in anderen Städten Malis. Daher arbeiten viele der Migrantinnen zuerst in nähergelegenen Städten und sobald sie ein wenig Geld gespart haben, wandern sie im zweiten Jahr weiter in die Hauptstadt oder in Städte der Nachbarländer, nach Dakar oder Abidjan, wo die Höhe des Lohns deutlich über dem Schnitt Bamakos liegt. Einige Mädchen kehren ohne Geld, frustriert, in ihre Dörfer zurück. Denn es kann passieren, dass manche Dienstgeber nach Monaten harter Arbeit die Ausbezahlung des Lohns verweigern oder dass sie das Hausmädchen des Diebstahls bezichtigen oder ihm vorwerfen, Haushaltsgegenstände oder Möbel kaputt gemacht zu haben, um den Lohn nicht auszahlen zu müssen. Manchmal wird daher der *Logeur* zur Absicherung des mündlichen Arbeitsvertrags zu Gehaltsverhandlungen hinzugezogen.

3.4.1. Ursachen für den Abwanderungsprozess

Die bereits angedeuteten Ursachen der weiblichen Jugendmigration in Mali sollen nun im Detail dargestellt werden.

3.4.1.1. Die Sicherung ökonomischer Grundlagen

Als zentrales Motiv für den Abwanderungsprozess aus den ländlichen Gebieten nennen die Migrantinnen „*chercher l'argent*“ (ISH 1991: 21), also die Suche nach einem Einkommen sowie die Sicherung ökonomischer Grundlagen. Wie alle Länder des Sahel, ist auch Mali nur marginal in das kapitalistische Handelssystem eingebunden, folglich ist die Ressource Arbeit knapp, das Potential an günstigen Arbeitskräften jedoch enorm. Die Stadt wird daher als Ort betrachtet, an dem die Möglichkeit besteht, durch Arbeit seine eigene ökonomische Situation zu verbessern (ebd.: 1). Die Land-Stadt-Migration scheint somit für viele Bewohnerinnen des ländlichen Raumes der einzige Ausweg zu sein um der alltäglichen Armut im ländlichen Raum zu entfliehen. Vielen Jugendlichen scheint sich so die Chance zu bieten, die Aussichtslosigkeit des Landlebens gegen die Hoffnung auf ein besseres Leben in der Stadt zu tauschen: „*pour echanger une existence sans espoir contre une existence avec espoir*“ (Adepojou 1990). Allein die Hoffnung auf ein besseres Leben in der Stadt, ist also für unzählige Migranten die treibende Kraft, die sie dazu bewegt, ihr vertrautes Umfeld zu verlassen.

In vielen ruralen Gesellschaften ist es die Aufgabe der Männer, die ökonomischen Grundlagen der Familie zu sichern, daher waren sie diejenigen, die auf den Plantagen, in den Werften oder Minen arbeiteten. Lange Zeit schuf die Arbeitsmigration der Männer die Grundlage zur Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse ganzer Gemeinschaften, die Entscheidung wegzugehen wurde daher im Kollektiv der dörflichen Gesellschaft getroffen. Von den Frauen wurde im Dorf kein direkter finanzieller Rückhalt verlangt. Im Gegensatz zu den Männern, die als *agents migrants actifs* galten, wurden Frauen, sofern sie überhaupt an Migrationsprozessen teilnahmen, als *migrantes passives* betrachtet, als passive Akteurinnen, die ihre Männer lediglich als Ehefrauen begleiteten. Die aktive Migration der Frauen galt als tabu oder wurde geheim gehalten (ebd.: 2). Die Studie des ISH in Bamako aus dem Jahr 1991 zeigt jedoch, dass sich dieses traditionelle Migrationsmuster ab der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts von Grund auf zu verändern begann. Ein zentraler Grund für diesen gesellschaftlichen Wandel liegt in den großen Dürreperioden der 1970er und 80er Jahre im Sahelraum und der daraus resultierenden Zunahme der Armut im ruralen Milieu.

Die überwiegende Anzahl der Frauen sah sich nun dazu gezwungen, zum Überleben ihrer Familie beizutragen, in dem sie für eine bestimmte Zeit des Jahres in den nahegelegenen Städten arbeiteten und zu Erntezeit wieder ins Dorf zurückkehrten (ebd.: 2). Die Arbeit in den städtischen Haushalten war aufgrund der fehlenden schulischen und beruflichen Qualifikation der Migrantinnen einer der wenigen zugänglichen Bereiche des städtischen Arbeitsmarktes (ebd.: 3).

Auch nachdem sich die klimatische Situation in Westafrika in den späten 1980er Jahren und 1990er Jahren stabilisierte, ließ der Zuzug von weiblichen Migranten in die großen Städte Malis, nach Bamako, Segou, Mopti und Sikasso, kaum nach. In bestimmten Regionen sind bis heute ökonomische, *konjunkturelle* Faktoren, die auf ökologischen Entwicklungen basieren, für die Abwanderung der Mädchen verantwortlich: Fehlender Niederschlag und lange Dürreperioden verursachen beispielsweise in der Region Mopti immer wieder eine *insuffisance alimentaire* (Diarra/Kone 1991), also einen unmittelbaren Mangel an Nahrung, der die Bewohner dieser Region in die Migration zwingt.²

3.4.1.2. Aussteuer und Mitgift

Ein weiterer von den Migrantinnen häufig genannter Grund für die Landflucht der jungen Frauen ist das Erwirtschaften der Aussteuer - *le trousseau* - bzw. der Mitgift – *la dot*, was einer meiner Interviewpartner bestätigte:

„Die Hausmädchen kommen mit der Idee in die Stadt sich durch ihre Arbeit die Aussteuer zu finanzieren um sich zu verheiraten, dieses Thema ist also nicht vollkommen unabhängig von der Frage nach Ehe. Familienzusammenführung an sich ist **kein Motiv** für sie.“ (Interv.9: 3).

Traditionell ist die Mutter dafür verantwortlich, die Aussteuer für die Hochzeit ihrer Tochter aufzubringen. Kann sich die Mutter diese nicht leisten, muss sich die Tochter die erforderlichen Gegenstände durch die Arbeit in städtischen Haushalten finanzieren.

² Im Westen werden solche Migranten als *Wirtschaftsflüchtlinge* bezeichnet. Hunger allein, ist demnach kein legitimer Grund, seine Heimat zu verlassen. Der Soziologe Jean Ziegler plädiert daher für die Anerkennung des *Rechts auf Nahrung* als elementares Menschenrecht: *“the right of every man, woman and child alone and in community with others to have physical and economic access at all times to adequate food or means for its procurement in ways consistent with human dignity.”* (<http://www.righttofood.org/new/html/WhatRighttofood.html>)

Die Höhe der Mitgift kann von Ethnie zu Ethnie variieren und auch innerhalb einer Gruppe. Durchschnittlich betrug sie 1991 zwischen 15000 und 80000 CFA (vgl. ISH 1991: 19). Heute besteht die Aussteuer aus Dingen, die nicht im Dorf oder selbst hergestellt werden können und die daher relativ teuer in der Anschaffung sind, weil man sie nur in der Stadt erwerben kann. Die Stadt wird daher als Ort der Akquirierung dieser Gegenstände betrachtet (ebd.: 31). Um die nötigen Ersparnisse aufbringen zu können, müssen die jungen Frauen mehrere Jahre unter widrigen Bedingungen arbeiten. Die Aussteuer kann sich aus vielen Teilen zusammen setzen: Aus geflochtenen Matten, bedruckten Stoffen, Bettwäsche, Moskitonetzen, Schüsseln, Eimern, Tonkrügen, Tellern, Kochtöpfen, einer Kaffeemaschine, einem Teeservice, Kohle-Stövchen, Mörser, Stampfer, Wiegemesser, Wasserkessel, Koffer, einer Lampe, usw.

3.4.1.3. Statuserhöhung und sozialer Prestigegewinn

Als die ersten Migrantinnen Ende der 1970er Jahre in ihre *société d'origine* zurückkehrten, waren die anderen Mädchen im Dorf beeindruckt. Die Rückkehrerinnen waren besser gekleidet, hatten aufwendige Frisuren, waren insgesamt besser ausgestattet und wurden daher als sozial höher stehend betrachtet. Die übrigen Mädchen wollten wie ihre *größeren Schwestern* sein: was jene in der Stadt verdient hatten, war auch für die anderen Mädchen im Dorf erstrebenswert. Die Migration war also nicht nur mit einer ökonomischen, sondern auch mit einer sozialen Aufwertung der Rückkehrerinnen verbunden (vgl. ISH 1991: 81). Der Ethnopsychoanalytiker Paul Parin nennt bereits in den 1960er Jahren in seiner Studie *Die Weißen denken zu viel* (Parin 1963) sozialen Prestigegewinn gegenüber anderen Dorfbewohnern als zentralen Beweggrund Jugendlicher: „*Die jungen Leute, die auf eigene Initiative weggehen, bezwecken nichts anderes als eine Verbesserung ihres Selbstwertgefühls und ihrer Stellung in der Familie und im Dorf*“ (Parin 1963: 603).

3.4.1.4. Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit

Laurent Napoléon Nensa Assogba erläutert am Beispiel Togos, dass neben der Arbeitssuche auch die Suche nach Freiheit die Frauen in die Städte lockt (Assogba 1989). Was die jungen Mädchen anbelangt, hat ihre Migration einerseits zwar mit „*raisons d'adoption*“ (ebd. 1989) zu tun, andererseits aber einfach mit der Tatsache, dass sie andere Mädchen kennen und sehen, die weggehen. Auch er betont den Zusammenhang zwischen dem Abwanderungsprozess eines Mädchens und seiner Statuserhöhung. Je weiter oder länger ein Mädchen weggeht, desto höher ist ihr sozialer Status bei ihrer Rückkehr ins Dorf. Der Migrationsprozess der Mädchen wird zunehmend von individuellen Interessen geprägt.

Sawadogo spricht von einer „*autonomisation plus grande des choix des actes principaux du fait migratoire*“ (Sawadogo 1990), einer stärkeren Autonomisierung der Migrationsprozesse. Trotzdem wird in vielen Fällen nach wie vor der *chef de concession* vor der Abreise der Migranten um Erlaubnis gebeten, da dieser traditionell das Vorrecht besitzt, was die Entscheidungsfindung für oder gegen eine Migration angeht. Es gibt allerdings eine Vielzahl von Mädchen, die sich der Meinung dieser Autorität nicht fügen und daher ihre Dörfer gegen den Willen der Familien (wenn auch manchmal unter Mitwissen der Mütter) heimlich und fluchtartig verlassen (vgl. ISH 1991: 3)

4. FELDFORSCHUNG

4.1. Feldzugang

Meine Untersuchung zu weiblicher Jugendmigration in Mali basiert auf einem sechswöchigen Feldforschungsaufenthalt in Bamako im Herbst 2007. Für meine Fragestellung schien diese Zeitspanne durchaus knapp bemessen, aber finanzielle Umstände machten einen längeren Aufenthalt nicht möglich. Um den Radius meiner Forschung zu begrenzen, konzentrierte ich mich auf die Analyse des Stadtteils *Faladié-Séma*, eines neueren wohlhabenden Viertels Bamakos am südlichen Nigerufer der Stadt. Die von mir interviewten Migrantinnen arbeiteten und lebten alle in diesem Viertel. Durch persönliche Kontakte, die sich erst kurz vor meiner Abreise ergeben hatten, konnte ich während meines gesamten Aufenthalts in *Faladié* im Privathaus der Familie *Adam* und *Fodé Sidibé* wohnen. Dieser Aufenthalt war mein erster in Westafrika, ich wusste also nicht genau, was mich erwartete.

Ich hatte meine Gastgeberin vor meiner Abreise bereits einmal in Österreich kennengelernt, da sie durch ihre Tätigkeit als Mitglied der *Sorores Optimae*³ mehrere Male pro Jahr nach Europa reist. Außerdem kommt Madame Sidibé sehr häufig nach Vorarlberg um in den Textilfabriken in Dornbirn und Lustenau große Mengen an Stoff und Spitzen einzukaufen, die in Afrika als Dekoration der Festtagsgewänder sehr beliebt sind und deshalb zu hohen Preisen verkauft werden können. Unser Treffen fand in Vorarlberg, im Haus eines Kollegen meines Vaters statt. Diese österreichische Familie war schon sehr oft nach Mali gereist, pflegte gute Kontakte zu mehreren Familien in Bamako und wollte mich während meiner Zeit allein in Mali besonders gut versorgt wissen. Ich war und bin ihnen für die Vermittlung dieses Kontakts sehr dankbar.

³ Die „*Sorores optimae*“, lat. für „*beste Schwestern*“, wurden 1921 in Oakland (Calif.) gegründet. Sie werden im Brockhaus folgendermaßen definiert: „*Zusammenschluß von Frauen aller Berufszweige zur Förderung der Interessen der Frau in Beruf und Gesellschaft, zur Wahrung der Menschenrechte, zur Hilfe für Mitmenschen sowie zur Förderung der internationalen Verständigung.*“ (1993, Bd.20, S. 488). Schon der Name „*die besten Schwestern*“ lässt die bescheidenen Tendenzen aller ausschließlich weiblichen Mitglieder erkennen. Durch meine Beobachtungen verstärkte sich der Eindruck, dass selbst ernannte Eliten ihre Umwelt mit Gemeinnützigkeiten besser verschonen sollten.

4.2. Qualitative Forschungsmethoden

Ziel meiner Feldforschung war es, durch teilnehmende Beobachtung, Interviews und Gespräche die Situation junger Migrantinnen in Bamako besser zu verstehen, vor Ort einen Einblick in laufende Diskurse zu diesem Thema zu erhalten und den Alltag der Migrantinnen fotografisch zu dokumentieren. Mich interessierte dabei besonders, wie sich die jungen Frauen in einem städtischen Umfeld zu Recht finden und ich wollte wissen, ob ihnen dabei lokale Bezugspunkte oder Netzwerke behilflich sind. Außerdem beschäftigte ich mich mit der Frage nach den Problemen der Migrantinnen im urbanen Milieu Bamakos. Ein detailliertes Forschungskonzept sowie einen Interviewleitfaden hatte ich bereits in Österreich ausgearbeitet. Vor meiner Feldforschung war die Frage nach rituellen Aspekten einzelner Migrationsprozesse für meine Forschungsfrage von Bedeutung. Vor Ort drängten sich andere Fragen in Bezug auf die Landflucht der Mädchen auf, die ich in Österreich nur teilweise berücksichtigt hatte, die mir aber als wichtig in der Auseinandersetzung mit diesem Thema erschienen.

4.2.1. Teilnehmende Beobachtung

Durch die Methode der Teilnehmenden Beobachtung lässt sich die soziale Situation, in die der Gegenstand der Forschung eingebettet ist, auf ideale Weise untersuchen. Manche Gegenstände, die von außen überhaupt nicht oder nur schwer zugänglich sind, lassen sich ausschließlich über diese Methode erfassen (vgl. Mayring 2002: 81). Der Aufenthalt in einer malischen Familie, in der auch 2 Hausangestellte, ein junger Mann und ein Mädchen, arbeiteten, bildeten für mich daher die optimalen Voraussetzungen, um die Innenperspektive der Alltagssituation jugendlicher Migranten zu erschließen. Als Beobachterin stand ich in direkter persönlicher Beziehung zur Beobachteten, dem Hausmädchen *Kadia*. Auf diese Weise konnte ich Daten sammeln und gleichzeitig an natürlichen Lebenssituationen teilnehmen.

Teilnehmende Beobachtung als Forschungstechnik ist keine standardisierte Methode, Aufzeichnungen von Beobachtungen in einem Feldforschungstagebuch sind jedoch notwendig. Anhand dieser Notizen lassen sich während der Feldforschung Daten ordnen und nach Beendigung der Feldforschung wesentliche gesellschaftliche Zusammenhänge besser verstehen. Mithilfe der Tagebuchaufzeichnungen fiel es mir leichter, in der Phase der Auswertung meiner Ergebnisse, Situationen und Kontexte des Phänomens der Mädchenmigration zu rekonstruieren.

4.2.2. Gespräche

Methoden zur Erhebung und Auswertung sprachlicher Aspekte spielen in der qualitativen Forschung eine wesentliche Rolle. Um subjektive Wahrnehmungen zu erfahren, muss man die Subjekte selbst zu Wort kommen lassen, der verbale Zugang, also die Durchführung von Gesprächen und Interviews ist daher für das Verfahren der qualitativen Analyse essentiell (vgl. Mayring 2002: 66).

Insgesamt führte ich im Rahmen meiner Feldforschung 17 Interviews durch, 11 davon mit Experten im Bereich der Mädchenmigration, 5 weitere teilstrukturierte Interviews mit verschiedenen Hausmädchen, die selbst nach Bamako migriert waren sowie eine Gruppendiskussion mit Schülern und Schülerinnen der ECOVIE-Privatschule in Bamako. Alle Gespräche wurden mit Hilfe eines Diktaphons aufgezeichnet. Namen und Daten der kontaktierten Personen finden sich im Anhang (Kapitel 6) der Diplomarbeit.

Die Stimmung während der Gespräche war je nach Situation unterschiedlich:

Die Experten, die sich im Rahmen ihrer Arbeit mit dem Thema der städtischen Hausangestellten bzw. mit der Landflucht von Jugendlichen in Mali auseinandersetzten, zeigten sich überaus hilfsbereit und interessiert. Die Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung mit ihnen gestaltete sich vergleichsweise einfach. Wir konnten die Gespräche ohne Dolmetscher auf Französisch führen und nach den ersten Interviews wurde ich von meinen Interviewpartnern an für mich wichtige Kollegen weitervermittelt. Diese elf Gespräche fanden mehrheitlich zu Beginn meiner Feldforschung statt, da ich mir so einen Überblick über den aktuellen sozialen Diskurs zum Thema der Mädchenmigration verschaffen wollte. Auffallend war, dass sich unter den elf Personen nur eine Frau als Ansprechpartnerin befand, alle anderen Positionen waren, trotz des Aufgabenbereichs, mit Männern besetzt.

Ganz anders verlief die Interviewaufzeichnung mit den jungen Migrantinnen: Ich hatte das Gefühl, dass das Aufnahmegerät den Redefluss der interviewten Mädchen, zumindest zu Beginn des Gesprächs, sehr stark hemmte. Sie waren nicht nur mir und meinem Vorhaben, sondern auch meinen technischen Hilfsmitteln gegenüber, skeptisch. Die Mädchen erzählten nur sehr zögerlich von ihrer Migrationsgeschichte. Bei einem Interview wurden wir unterbrochen, weil das Mädchen sofort wieder arbeiten musste. Ein anderes Mal kam gerade die älteste Tochter der Dienstgeberfamilie nach Hause und beäugte unseren Austausch äußerst kritisch. Die übrigen Familien zeigten keinerlei Einwände, sondern befürworteten die Gespräche und hießen mich als Gast willkommen.

Was die Kontaktaufnahme mit den jungen Migrantinnen betraf, war mir *Massaoud Touré*, den ich glücklicherweise schon in den ersten Tagen meines Aufenthalts kennengelernt hatte, behilflich. Da *Massaoud* mit vielen Familien in Bamakos Stadtviertel *Faladié* gute Kontakte pflegte, half er mir, Gespräche mit den Hausangestellten zu organisieren. *Massaoud* hatte Englisch studiert, arbeitete daher häufig als Übersetzer und gelegentlich als Lehrer in der ECOVIE-Privatschule (was ihm den Spitznamen *Mini-Prof* einbrachte). Er gab Jugendlichen in *Faladié* Englisch-Nachhilfe und organisierte Sprachwettbewerbe und internationale Austauschprogramme für Schüler. Während meines Aufenthalts, arbeitete er auch als Dolmetscher für mich: er übersetzte meine Fragen an die Migrantinnen von Französisch auf *Bambara* und vice versa die Antworten der Migrantinnen von *Bambara* auf Französisch, da meine Sprachkenntnisse für die vollständige Durchführung der Interviews leider nicht ausreichten. Die Interviews wurden ausschließlich in *Faladié-Sema*, direkt am Arbeitsplatz der Hausmädchen, durchgeführt. Die beste Zeit dafür war abends, nachdem die Mädchen das Abendessen zubereitet hatten und über ein oder zwei Stunden Freizeit verfügten. Es war schwer, den Mädchen diese Zeit abzuverlangen, da sie ohnehin durchgehend arbeiten mussten und nicht genau wussten, warum ausgerechnet ich, eine junge weiße Europäerin, ein besonderes Interesse für sie entwickelt hatte. Die Skepsis der Mädchen war besonders zu Beginn der Gespräche spürbar, legte sich aber im Verlauf unserer Konversation.

Durch *Massaouds* Tätigkeit an der ECOVIE- Privatschule in Bamako, bekam ich die Möglichkeit, eine gesamte Unterrichtsstunde mit Schülern über die Landflucht von jungen Frauen in Mali zu diskutieren. Die Stärke einer solchen Gruppendiskussion liegt, wie Mayring betont, darin, dass mögliche „*Rationalisierungen und psychische Sperren durchbrochen werden können und die beteiligten dann die Einstellungen offen legen, die auch im Alltag ihr Denken, Fühlen und Handeln bestimmen*“ (Mayring 2002: 77). Ich war überrascht wie groß das Interesse der Jugendlichen für mein Thema war. In der Diskussion wurde über Ursachen und Formen des Phänomens der Landflucht junger Frauen sowie über das unterschiedliche Migrationsverhalten einzelner Ethnien gesprochen. Die Schüler schilderten ihr Verhältnis zu den Migrantinnen und sprachen sich überwiegend sehr solidarisches ihnen gegenüber aus. Vereinzelt wurden Ressentiments einzelner Schüler gegenüber Angehörigen anderer ethnischer Gruppen sichtbar.

Im Rahmen meiner Forschung führte ich, wie bereits erwähnt, 5 teilstrukturierte, *problemzentrierte Interviews* (Witzel 1982) mit verschiedenen Hausmädchen durch, die auf einem Interviewleitfaden basierten, welcher, dem angenommenen Verlauf eines Migrationsprozesses entsprechend, in vier Fragengruppen unterteilt war:

1. Abschied des Mädchens aus dem Dorf

(Welche Gründe sind für das Verlassen des Dorfes und der Familie verantwortlich?)

2. Ankunft des Mädchens in der Stadt

(Wo verbringen die Mädchen die ersten Tage in der Stadt, wie finden sie Arbeit?)

3. Eingliederung in die urbane Gesellschaft

(Welche Personen und Institutionen helfen den Migrantinnen sich in der Stadt niederzulassen, wie sieht ihr neuer Alltag aus, welche Probleme tauchen auf?)

4. Rückkehr in Dorf und Familie

(Können oder möchten die Mädchen zu einem bestimmten Zeitpunkt in ihr Dorf zurückkehren?)

4.2.3. Qualitative Inhaltsanalyse

Alle Interviews mit den Hausangestellten und den Migrationsexperten wurden auf Tonband aufgezeichnet und nach meiner Rückkehr transkribiert und systematisch geordnet. Für den empirischen Teil meiner Arbeit habe ich das gewonnen Datenmaterial durch Kategorienbildung schrittweise bearbeitet. Es geht dabei um die „*systematische Ableitung von Auswertungsgesichtspunkten aus dem Material, also um eine induktive Kategorienbildung*“ (Mayring 2002: 114 f.). Theoretische Überlegungen über Ziele und Inhalt der Untersuchung dürfen dabei nie außer Acht gelassen werden. In der Analyse der Gespräche ging es darum, mögliche rituelle Aspekte in den Migrationsgeschichten der jungen Frauen sichtbar zu machen sowie einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Migrationsverhalten und der ethnischen Zugehörigkeit der Migrantinnen herzustellen. Darüberhinaus ging es um die Erfassung der Lebenssituation einer im urbanen Kontext marginalisierten Gruppe. Fragen nach der Organisation der Mädchen untereinander sowie nach dem Verhältnis der Stadtbevölkerung zu den *urban villagers* (Gans 1962) drängten sich auf. Bei näherer Betrachtung scheinen sich in dieser Konstellation Mächtige und Machtlose gegenüber zu stehen, die aber in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander stehen (vgl. Fleischer 2003).

4.2.4. Visuelle Dokumentation

Bei meiner Abreise aus Österreich hatte ich etliche Einwegkameras mit im Gepäck.

Ich wollte zur visuellen Dokumentation meiner Feldforschung nicht nur meine eigenen Bilder verwenden, sondern den Migrantinnen selbst die Möglichkeit geben, ihre Lebenswelt aus einer persönlichen, emischen Perspektive festzuhalten. Diese Methode ist im Bereich der Soziologie und Anthropologie durchaus nicht neu (vgl. Mizen 2005, Sharples et al. 2003, Schratz/Steiner-Löffler 1998).

Immer wieder haben Wissenschaftler damit experimentiert, ihren Forschungssubjekten Foto- oder Filmkameras zu überlassen, um die Welt aus *deren* Perspektive zu sehen. Diese Methode, die wegen der Interpretation der Resultate nicht unumstritten ist, kann sich aber laut Banks (2007: 66) als durchaus sinnvolle Forschungstechnik erweisen „*with people who might find it difficult to express themselves verbally in the context of a formal interview*“. Aus diesem Grund hielt auch ich die Methode als geeignetes Instrument um Berührungsängste und sprachliche Barrieren zwischen mir und den Migrantinnen abzubauen.

Mein Vorhaben erwies sich in der realen Forschungssituation als nicht umsetzbar, da die nötige Zeit fehlte und die Erfassung und Aufbereitung des Phänomens der städtischen Hausmädchen anhand visueller Daten vom Umfang her eine eigene Forschung für sich darstellen würde. Kurzum, ich verschenkte meine Kameras. Die meisten Mädchen waren bisher kaum mit Fotografie in Berührung gekommen, hatten aber durchaus großes Interesse daran, fotografiert zu werden. Selbst eine Kamera zu besitzen und sei es nur eine *Wegwerfkamera*, erfüllte die Mädchen mit Stolz und stellte ein kostbares Stück mehr dar, in der Liste der wenigen Habseligkeiten. Diese Beobachtung brachte mich schließlich von meinem Vorhaben ab, da ich den Mädchen selbst überlassen wollte, wann und wofür sie diese Kamera verwenden wollten.

Alle in dieser Diplomarbeit dokumentierten Fotos wurden daher von mir während meiner Feldforschung 2007 in Bamako aufgenommen und nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der abgebildeten Personen gedruckt. Um die Privatsphäre meiner Interviewpartnerinnen zu wahren, habe ich keine Fotos dieser Mädchen verwendet.

4.3. Aufenthaltsort, Gastfamilie und Nachbarschaft

4.3.1. Lebensbedingungen

Was mir als erstes in Bamako auffiel, war der Geruch. Es roch, als hätte sich die ganze Stadt im Kampf gegen Moskitos mit Pestiziden eingesprüht. Abgase, Diesel, Brennholz und feuchter Lehm ergaben eine eigenartige Gewürzmischung.

Die Familie, bei der ich untergebracht war, galt im malischen Kontext als „europäisch“ und wohlhabend, da sie einerseits einige Jahre in Frankreich gelebt hatte und weil andererseits ihre Lebensweise nicht dem traditionellen Bild der afrikanischen Großfamilie entsprach. Im Haus der Familie *Sidibé* in *Faladié* lebten zur Zeit meines Aufenthalts nur fünf Personen: Madame *Adam Sidibé*, ihr Ehemann *Fodé Moussa*, ihre Nichte *Khady*, das Hausmädchen *Kadia* und der Hausangestellte *Abdoullaye Doumbo*. Die beiden Söhne der Familie hielten sich aufgrund ihres Studiums gerade in Frankreich auf, daher konnte ich in ihrem Kinderzimmer wohnen. Ein Haushalt, der nur die Kernfamilie von Kindern und Eltern umfasst, ist in Mali, obwohl heute bei der städtischen Oberschicht immer häufiger der Fall, durchaus ungewöhnlich. Üblicherweise wohnen die gesamte Großfamilie, welche mindestens 3 Generationen von Verwandten - Großeltern, Eltern, Kinder, Cousins und Cousinen, Onkeln und Tanten - umfasst, sowie mehrere Hausangestellte oder Untermieter innerhalb eines Hauses bzw. eines Gehöfts.

Zum Grundriss des Hauses:

Das Haus war zur Straße hin durch ein großes Eisentor verschlossen, das tagsüber für Besucher offenstand. Dahinter befanden sich ein kleines Atrium und ein Wohnzimmer mit Esstisch und Sofa, Familienportraits an den Wänden, einem freistehenden Kühlschrank und einem großen Fernseher - zwei wichtigen Statussymbolen in Afrika. Durch eine Terrassentür gelangte man in einen großen L-förmig angelegten Innenhof, der auf der Hinterseite durch die Garage begrenzt wurde. In diesem Innenhof wurden fast alle häuslichen Tätigkeiten verrichtet. An einen Trakt des Hofes grenzte die Küche im europäischen Stil, ausgestattet mit Herd, Backofen und einem weiteren Kühlschrank. Üblicherweise kochte *Kadia* über einer offenen Feuerstelle im Freien Frühstück und Mittagessen, Adam oder *Khady* bereiteten in der Küche das Abendessen zu. Insgesamt gab es drei Schlafzimmer und ein Bad mit fließend Wasser, einer Dusche und einem WC mit Spülung. Das Haus war nicht aus Lehm, sondern aus Beton errichtet und entsprach daher in seiner Ausstattung nicht dem traditionellen Bild eines Stadthauses in Bamako, wohl aber der typischen Wohnform in einem spezifischen Viertel, das als eines der wohlhabendsten Bamakos gilt.

Meine Gastfamilie wohnte in *Faladié-Séma*, einem Stadtviertel unweit des Flughafens von Bamako, das etwa 10-15 Kilometer südlich des Stadtzentrums am rechten Nigerufer liegt. Dieses Viertel gilt, wie mir einige seiner Bewohner berichteten, als wohlhabendes Viertel und umfasst ein Gebiet aus eher neu entstandenen Siedlungen. Der Prozentsatz an Familien, die von weit her zugezogen sind, ist relativ hoch; viele der Bewohner sind Rückkehrer aus Europa, die sich mit ihren Ersparnissen ein Haus in europäischem Stil mit westlichem Lebensstandard errichtet haben. Da Straßennamen und Hausnummern nur in den kolonialen Vierteln des Stadtzentrums existieren, in den neuen Vierteln Bamakos aber in der Regel fehlen, gilt die *Tour de l'Afrique* (eine Säule als Symbol der panafrikanischen Einheit, die anlässlich der Gastgeberrolle Malis während des Afrika-Cups 2002 erbaut wurde) als zentraler Orientierungspunkt in *Faladié-Séma*. Ich wohnte in einer kleinen ruhigen Seitenstraße der ‚*Rue de 30 metres*‘. Mit diesen „Koordinaten“ gelang es mir meistens, mit dem Bus oder Taxi den Weg nach Hause zu finden. Insgesamt ist der Lebensstandard in *Faladié* im Vergleich zu anderen Stadtvierteln sehr hoch, viele der Häuser und Höfe wurden erst in den letzten Jahren errichtet, die Hygienebedingungen auf den Straßen und in den Gehöften sind deutlich besser als in anderen Gegenden Bamakos. Denn im Unterschied zu den meisten anderen Vierteln Bamakos gibt es in *Faladié-Séma* eine funktionierende Infrastruktur, was Müllsammlung und Kanalisation betrifft (vgl. Chevron/Reinprecht/Traoré 2002). Die traditionelle Lehmbauweise wurde in diesem Stadtgebiet größten Teils durch Betonbauten ersetzt, da diese als westlich und daher prestigeträchtig gelten (vgl. ebd.).

Das Raumklima in vielen Häusern ist dadurch aber katastrophal, denn durch die fehlende Luftzirkulation staut sich die Hitze untertags in den Räumen und kühlt in der Nacht nur unwesentlich ab. Die Hitze und die schlechte Luft beeinträchtigten meine Arbeit in den ersten Wochen stark. Besonders während der Nacht war es in meinem Zimmer unerträglich heiß, bei konstant mehr als vierzig Grad war an Schlaf kaum zu denken. Die Monate zwischen Mai und Oktober gelten als besonders heiße Monate, wobei die Regenfälle in dieser Zeit ein wenig Abkühlung mit sich bringen können. Mit Ende November, also zur Halbzeit meines Aufenthalts, sanken die Temperaturen schlagartig, was das Arbeiten für mich wesentlich erleichterte.

Die Arbeits- und Lebensweise der Menschen in Mali ist an die klimatischen Bedingungen der Jahreszeiten gekoppelt. Früh am Morgen und am Vormittag, bevor die große Mittagshitze einsetzt, werden die meisten Dinge erledigt. Dies ist daher die beste Zeit um Büros und Institutionen aufzusuchen, Treffen und Termine zu vereinbaren und Interviews mit Experten durchzuführen. Hat man den ersten Termin mit einem der Spezialisten absolviert, wird man häufig an Kollegen weitervermittelt.

Die Vertreter in den für mich relevanten Institutionen waren sehr kooperativ und hilfsbereit, an meiner Person, meinem Vorhaben und einer möglichen weiteren Zusammenarbeit mit der Universität Wien interessiert.

Am Freitag befindet sich ganz Bamako im Ausnahmezustand, Feiertagsstimmung überall: Es ist jener Tag, an dem alle Muslime in die Moschee gehen. Die Stimmung ist lockerer und besser als anderen Tagen, Büros und Geschäfte sind spätestens ab Mittag nicht mehr besetzt, am Nachmittag erfüllen die Rufe des Muezzins das städtische Treiben. Die Dichte an bunten *Boubous* und glänzenden *Bassins*, an schillernden Wickelkleidern und Turbanen ist groß, zuhause in den Familien wird meistens etwas Besonderes gekocht. In meiner Familie war das traditionelle Freitagsgericht auch das Lieblingsessen meines Gastgebers *Fodé* und außerdem auch das „Nationalgericht“ Malis: *Tigategenna*, eine reichhaltige Soße aus Tomaten und Erdnussbutter, die mit Lamm, Huhn oder Rind und einer stärkehaltigen Beilagen wie Hirse oder Reis gegessen wird.

4.3.2. Schwierigkeiten in der Gastfamilie

Bei meiner Ankunft zeigte sich meine Gastgeberfamilie mir gegenüber sehr freundlich und bemüht. Ich hoffte, durch Gespräche mit den Familienmitgliedern nützliche Hinweise und Erklärungen zu meinem Thema zu erhalten. Einen besonderen Vorteil sah ich in der Ausbildung meines Gastgebers als Sozialanthropologe an der *Sorbonne* in Paris. Aber mein Interesse an einer gesellschaftlich marginalisierten Gruppe stieß auf wenig Verständnis oder Wohlwollen seitens der Familie. Ich hatte vielmehr den Eindruck, mit diesem Thema Solidarität mit den „Falschen“ zu bekunden, was sich besonders im Verhalten und im Ton *Adamas* mir gegenüber manifestierte. Sie behandelte mich in keinsten Weise wie einen Gast, sondern eher wie eine Angestellte, kontrollierte mein Vorgehen akribisch, wollte über jedes Detail meiner Erkundungen informiert werden, schrieb mir vor, wie ich meine Forschung durchzuführen hätte. Sie nahm mich nicht, wie ursprünglich in Österreich ausgemacht, zu Bekannten und Freunden mit, sie maßregelte mich ununterbrochen, machte sich über mein Französisch lustig und tat meist so, als ob sie mich nicht verstehen würde. Sie erklärte mir nichts, zeigte mir nichts und verbot mir abends mit Freunden auszugehen. In Verzückung geriet Madame Adama lediglich in Anbetracht des Swarovski-Schmucks, den ich ihr mitgebracht hatte: „*Je change ma classe maintenant!*“ rief sie enthusiastisch. Noch störender war die Tatsache, dass *Adama* versuchte, den Kontakt zwischen mir und der Hausangestellten *Kadia* zu unterbinden, indem sie unmissverständlich klarstellte, dass Küche und Hof *Sperrgebiet* für mich darstellten. Da *Adama* tagsüber aber öfters außer Haus und ihr Ehemann und ihre Nichte in der Arbeit waren, konnte ich trotzdem Zeit mit *Kadia*, ihrer Kollegin und Nachbarin und deren zweijähriger Tochter verbringen.

Gemeinsam mit dem kleinen Mädchen schliefen die beiden Hausmädchen auf einer dünnen Matte am Boden des Innenhofes. Da die Mädchen nur wenig *Bambara* und kein Französisch sprachen, war unser Gesprächsstoff begrenzt. Trotzdem konnte ich während der gemeinsam verbrachten Zeit einen guten Einblick in ihren Alltag bekommen: wir scherzten, redeten über die Zubereitung des Essens und machten Fotos. Die beiden Mädchen hatten großen Spaß daran, fotografiert zu werden und wollten die Aufnahmen sofort am Bildschirm der Digitalkamera anschauen. Das Hausmädchen *Kadia* war zur Zeit meines Aufenthalts 25 Jahre alt, sie kam schon als kleines Mädchen in *Adamas* Familie in die Stadt. *Kadia* stammte ursprünglich aus einem kleinen Dorf in der Nähe von San, dem Hauptort der *Bobo* in der Region Ségou. Die *Bobo* oder *Bwa* bekennen sich, als einzige Ethnie Malis, vorwiegend zum Christentum. *Kadia* war Analphabetin, da sie nie eine Schule besucht hatte. Trotz ihres resoluten Auftretens war sie sprachlich sehr unsicher. Vor meiner Abreise schenkte mir *Kadia* eines der wenigen Fotos, das sie besaß. Ich schrieb ihr zum Abschied einen Brief, (den ihr die Familie vorlas) und schenkte ihr eine Einwegkamera und ein wenig Geld.

Mit dem Hausangestellten *Abdoullaye* hatte ich fast mehr Kontakt als mit *Kadia*. Er stammte aus *Yuga Piri*, einem Dorf der Dogon an der „*Falaise von Bandiagara*“.⁴ *Abdoullaye* musste regelmäßig mit mir Wasser kaufen gehen, was er aber recht gerne tat, da ich ihn meistens auf ein kühles Getränk einlud und ein paar Worte mit ihm wechselte. Den Schlafplatz von *Abdoullaye* konnte ich während meines gesamten Aufenthalts nicht ausmachen, wahrscheinlich schlief er vor dem Haus oder in der Garage, da er unter anderem als Nachtwächter in der Familie angestellt war. Nach jeder Mahlzeit bereitete er drei Aufgüsse eines süßen Tees zu, der aus grünem Tee, frischer Minze und viel Zucker zubereitet wird. Als ich von *Abdoullaye* eines Abends ein Foto machte und es ihm zeigte, war er gerührt und verblüfft. Er sah sich zum ersten Mal auf einem Foto.

In 9 von 10 Haushalten Bamakos sind Hausangestellte beschäftigt, im Stadtviertel *Faladié-Sema*, in dem ich während meiner Feldforschung wohnte und forschte, liegt die Anzahl der Familien, die mindestens eine Hausangestellte beschäftigen, laut meinen Informanten bei 100 Prozent. Angesichts meiner Fragestellung und der beabsichtigten Eingrenzung einer bestimmten Zielgruppe war ich, ob dieser enorm hohen Zahl, überrascht und verunsichert.

⁴Paul Parin, der in diesem Gebiet zahlreiche seiner ethnopschoanalytischen Studien durchführte, beschreibt dieses felsige Plateau, das sich über 200 km erstreckt, auf eine sehr bildliche Art und Weise: „Dieser beinahe senkrechte Absturz einer felsigen Hochebene ragt gleich einer Steilküste zweihundert bis dreihundert Meter hoch über die wasserarme Ebene von Gondo empor, die von sandigen Hügeln gekräuselt ist, wie ein Meer. Auf den Terrassen des Abfalls, den Geröllhalden an seinem Fuße, bis weit nach Süden in die Ebene hinein, in den Schründen und Tälern der Hochebene liegen vereinzelt oder in Gruppen die eng geschlossenen Dörfer der Dogon“ (Parin [1963] 2005: 35).

4.3.3. Die *Grin* von Ali Moussa

Unweit meiner Unterkunft, in derselben kleinen Gasse, befand sich die *Boutique* von Ali Moussa - ein kleiner Kiosk, in dem man Getränke, Süßes, Seife und Telefonkarten kaufen konnte (siehe Kap.6.5. / Abb. 9). Jeden Abend zur blauen Stunde, nachdem die Sonne untergegangen war und die Hitze des Tages allmählich nachließ, traf sich dort eine Gruppe von Freunden um Boule zu spielen, Tee zu trinken, Fußballspiel zu schauen, zu scherzen und zu diskutieren (vgl. Gärtner 2008: 23). Eine solche Gruppe von Menschen - eine Art Stammtisch auf der Straße - wird als *Grin* bezeichnet. Die Bezeichnung *Grin* leitet sich angeblich vom Namen des französischen Dramatikers und Satirikers *Pierre Gringore* (1475-1538) ab, der unter Ludwig XII. ein Stück verfasste, das gegen die Ansprüche des Papstes Julius II. gerichtet war (vgl. Mansfeld 2007: 108). *Grins* sind etwas Signifikantes, Typisches für das öffentliche Leben Bamakos (siehe Kap.6.5. / Abb. 7).

Die Mitglieder einer *Grin* wohnen in der Nähe ihres Treffpunkts, sind befreundet und stammen ursprünglich aus der gleichen Region oder Ethnie. *Ali Moussa* und die meisten seiner Gefährten waren *Tuareg*, auf jeden Fall Menschen aus dem Norden Malis⁵. Nach ihrem *Patron* wurde die *Grin* in meiner Nachbarschaft als „*Grin d'Ali Moussa*“ bezeichnet. Der Patron bzw. das Oberhaupt der *Grin* ist das älteste Mitglied der Gruppe und ist in der Lage, regelmäßig Tee und Zucker zur Verfügung zu stellen.

Brenner beschreibt in seinem Essay *Youth as Political Actors in Mali* die *Grin* „as an informal space where the prevailing and persisting concerns of youth are expressed in all their confusion and complexity“ (Brenner 1994: 4). Entstanden sind die *Grins* von Bamako als eine Form der informellen Jugendbewegung während der Kolonialzeit. Sie können daher durchaus eine sozialpolitische Dimension besitzen. Besonders in den 1960er Jahren nach der erlangten Unabhängigkeit Malis sowie in den späten 1980er und vor allem in den 1990er Jahren mit dem beginnenden Demokratisierungsprozesses des Landes kam den *Grins* von Bamako enorme Bedeutung als politisches Forum der Jugend zu. *Malick Sidibé*, der vielleicht bedeutendste Fotograf Westafrikas, erlangte durch die visuelle Dokumentation der *Grins* und anderen Formen der Jugendkultur Bamakos in den *swinging sixties* nach der Unabhängigkeit Malis, weltweites Ansehen.

⁵ *Les peuples du Nord* ist ein in Mali weitverbreiter Begriff für die Nomadenvölker der Wüste, für die *Tuareg* und *Songhay* aus der Region Timbuktu, Kidal und Gao, der von Angehörigen dieser Ethnien besonders stolz verwendet wird, um auf ihre Herkunft, ihre Traditionen und ihr Verhalten hinzuweisen.

Laut Brenner werden an diesen Gruppenorten des Rückzugs politische Ideen und Ideale unabhängig von der sozialen Position und Kontrolle ausgedrückt. Auf diese Weise wird ein symbolischer Raum geschaffen, in dem die offiziellen dominanten Gesellschaftsstrukturen aufgeweicht werden und somit Platz für neue Ideen entsteht. Spiel und Spaß prägen den performativen Charakter der *Grins* (vgl. Brenner 1994, Mansfeld 2007).

4.4. Forschungsergebnisse - Ritus Migration

4.4.1. Biografische Daten der interviewten Mädchen

Alle 5 von mir interviewten Mädchen arbeiteten im Herbst 2007 in Bamako in einem Haushalt im Stadtteil *Faladié-Séma*. Im Folgenden werden wesentliche Informationen zu den einzelnen Migrantinnen dargestellt, wobei die Migrantinnen ihrer Beschäftigung nach als Hausmädchen (HM) bezeichnet und, dem Interviewdatum entsprechend, mit Zahlen in der Reihenfolge von 1-5 versehen werden.

Alter, Familienstand, Bildung:

3 Hausmädchen waren zum Zeitpunkt des Gesprächs 15 Jahre alt (HM 3, 4, 5), ein Mädchen war 18 Jahre alt (HM 2), das älteste Mädchen 19 Jahre alt (HM 1). Alle Mädchen schienen ihr Alter, zumindest was das Geburtsjahr betrifft, zu kennen. 2 Mädchen waren in ihrem Herkunftsdorf verlobt (HM 1, 5), die anderen drei Mädchen waren weder verlobt noch verheiratet (HM 2, 3, 4). Alle Mädchen waren kinderlos. Keines der Mädchen hatte bisher eine Schule besucht.

Herkunft, Religion, Sprache und ethnische Zugehörigkeit:

Alle Mädchen waren innerhalb Malis migriert. Ein Mädchen (HM 1) stammte aus der Region Bandiagara im Gebiet der *Dogon*, zwei Mädchen waren *Bambara* und stammten aus der Region Ségou (HM 2, 5), 2 Mädchen waren *Bobo* aus der Region San bzw. aus der Region Koutiala/Sikasso (HM 3, 4). 3 Mädchen bezeichneten sich als Muslime (HM 1, 2, 5), 2 als Christen (HM 3, 4). Dieses Verhältnis spiegelt allerdings nicht die realen Gegebenheiten in Mali wieder. Nur ein 1% der Bevölkerung des Landes sind Christen, diese sind fast alle Angehörige der Gruppe der *Bobo* oder *Bwa* in Zentralmali (vgl. Chevron 2002: 122). Da 2 Mädchen aus dieser Region stammten, ergab sich diese ungewöhnliche Verteilung. Die Durchführung der Gespräche gelang nur mit Hilfe eines Dolmetschers, der meine Fragen von Französisch auf Bambara übersetzte. Keines der Mädchen sprach Französisch, 3 Mädchen sprachen ein nur wenig Bambara (HM 1, 3, 4), für die anderen beiden (HM 2, 5) war Bambara ihre Muttersprache, sie hatten also kein Problem, mit uns zu kommunizieren.

Motivation

Alle Mädchen gaben ökonomische Gründe für das Verlassen des Dorfes an. 4 Mädchen wollten sich mit ihrem Aufenthalt in der Stadt ihre Aussteuer verdienen, unabhängig davon, ob sie verlobt waren oder nicht. Ein Mädchen flüchtete vor seiner Verheiratung und suchte in der Stadt nach mehr Freiheit und finanzieller Absicherung (HM1).

4.4.2. Die Ablösungsphase – Abschied von Zuhause

Unterstützung der Familie

Die Ablösung von Zuhause, also das Verlassen des Dorfes, kann sich für die Migrantin auf unterschiedliche Arten vollziehen: entweder durch die offizielle Verabschiedung seitens der Familie oder durch eine heimliche Migration, die eher einer Fluchtgeschichte gleicht. Die ISH-Studie aus dem Jahr 1991 zeigt, dass sich das Weggehen aus der dörflichen Umgebung als zunehmend individueller Prozess gestaltet. Bereits zu Beginn der 1990er Jahre gaben 188 der 254, also knapp drei Viertel der befragten Frauen im Dorf an, ihre Migrationsentscheidung allein und selbständig getroffen zu haben. Im Allgemeinen wird die Mädchenmigration im Dorf argwöhnisch betrachtet. 78,9% der Dorfbewohner lehnten, laut Studie, den ruralen Exodus der weiblichen Jugendlichen ab (vgl. ISH 1991: 25). Besonders unter den *Dogon* wird die Landflucht der jungen Frauen von den Dorfälteren scharf verurteilt. Die Familie des Mädchens muss im Falle seiner Flucht teilweise sogar hohe Strafzahlungen (bis zu 50.000 CFA) an die Gemeinschaft leisten (vgl. Petit 1998). Professor *Abinou Temme*, Sozialanthropologe an der Universität Bamako, selbst *Dogon*, beschrieb in unserem Gespräch das Phänomen der Frauenmigration als *öffentliches Geheimnis* (Interv.3: 2):

„Die erste Phase, die Ablösungsphase der Dogon-Mädchen ist nicht offiziell gekennzeichnet, der Abschied von zuhause passiert meist heimlich. Das Geld haben sich die Mädchen durch den Verkauf von Kleinigkeiten zusammengespart. Viele der Mädchen fliehen vor ihrer Zwangsverheiratung, gegen den Willen der Eltern. Oft fahren ein paar in der Gruppe und suchen dann im gleichen Quartier nach Arbeit.“

Das einzige *Dogon*-Mädchen, das ich interviewte, gab zuerst an, nur nach Bamako gekommen zu sein um Geld zu verdienen. Erst im Laufe des Gesprächs stellte sich heraus, dass es vor seiner Verheiratung und den strengen Regeln der Dorfgemeinschaft geflüchtet war und in der Stadt nach Freiheit und Unabhängigkeit suchte.

„Meine Familie weiß nicht wo ich bin. Meine Eltern haben mich mit einem Mann verlobt, den ich auf keinen Fall heiraten will. Ich bin in der Nacht von zuhause weggelaufen bis in die nächste Stadt. Ich hatte sehr große Angst, deshalb bin ich sehr schnell gelaufen. Das Geld für den Bus habe ich zuhause verdient, weil ich den Touristen bei uns im Dorf Zeichnungen und Nüsse verkauft habe. In Bamako habe ich andere Dogon-Mädchen getroffen. Gemeinsam sind wir durch die Stadt gelaufen und haben nach Arbeit gesucht. Es war nicht einfach. So bin ich hier gelandet“ (HM 1: 1).

Die anderen Mädchen (HM 2, 3, 5) wurden offiziell von ihren Familien verabschiedet. Dem Wesen eines Trennungsritus entsprechend, versammelten sich die gesamte Familie, Freunde und Nachbarn bereiteten ein besonderes Mahl zu oder gaben den Mädchen kleine Geschenke.

„Meistens gehen mehrere Mädchen gleichzeitig in die Stadt. Dann treffen sich noch einmal alle Verwandten im Dorf, essen zusammen, tanzen und lachen. Mein Vater und die anderen Männer haben ein Schaf geschlachtet und meine Mutter hat es zubereitet. Obwohl dieser Abend sehr schön war, war ich doch sehr traurig, wir alle waren traurig, aber nächstes Jahr, wenn der Regen kommt, gehe ich wieder nach Hause“ (HM 5: 1).

Der Wunsch, das Dorf zu verlassen, kann direkt oder indirekt von der Familie der Migrierenden beeinflusst werden. 2 Mädchen wurden von Familienmitgliedern aufgefordert, in der Stadt Geld für die Familie zu verdienen, da die Erträge, die sie erwirtschaftet hatten, nicht mehr zur Existenzabsicherung der Familie ausreichten. 3 Mädchen erhielten Geld von ihrer Mutter für den Transport nach Bamako. Ein Mädchen (HM 4) hatte nur seine Mutter über die anstehende Migration informiert, der Vater beziehungsweise das dörfliche Kollektiv erfuhr nichts von den Plänen des Mädchens:

„Meine Mutter hat mir geholfen, in die Stadt zu kommen. Sie hat mir Geld für den Bus gegeben. Mein Vater weiß nichts davon. Sie und die anderen Frauen im Dorf haben Karitébutter hergestellt und am Markt verkauft. Dieses Geld haben sie für uns gespart“ (HM 4: 1).

Die Reise nach Bamako ist für die Migrantinnen sehr beschwerlich. Die jungen Frauen benötigen oft mehrere Tage um in die Hauptstadt zu gelangen. Zunächst müssen die Jugendlichen meist weite Strecken zu Fuß zurücklegen um in den nächstgrößeren Orten oder Städten einen Bus oder ein Busctaxi nach Bamako zu erreichen.

4.4.3. Die Schwellenphase - Ankunft in der Stadt

Für 3 der 5 Mädchen war der Aufenthalt in Bamako der erste Aufenthalt in einer großen Stadt (HM 1, 4, 5). 2 Mädchen hatten früher bereits in Ségou bzw. in Sikasso gearbeitet (HM 2, 3) und waren mit den Ersparnissen im folgenden Jahr nach Bamako gereist. Bamako war für 4 Mädchen Neuland. Sie waren erst seit einigen Wochen in der Stadt. Ein Mädchen (HM 2) arbeitete bereits das dritte Jahr in Folge in der malischen Hauptstadt. Die Aussagen dieses Mädchens bestätigen die These, wonach sich die Migration der jungen Frauen in einem mehrstufigen Modell der saisonalen Arbeit bewegt:

„Zuerst ging ich aus meinem Dorf nach Sikasso um im Haus meines Onkels zu arbeiten. Er gab mir zu essen und ich musste dafür auf seine Kinder aufpassen. Ich habe nur sehr wenig für meine Arbeit bekommen. Deshalb wollte ich heuer unbedingt nach Bamako gehen, weil andere Mädchen im Dorf erzählt haben, dass man in Bamako viel Geld verdienen kann. Ich habe es auch gesehen, sie haben teure Kleider getragen und haben immer nur von der großen Stadt erzählt“ (HM 3: 2).

Die Mädchen wandern als erstes in die nächste Kleinstadt bzw. in die nächstgrößere Regionalstadt und erst, nachdem sie ein oder mehrere Jahreszyklen dort gearbeitet haben (jeweils von Oktober bis Juni), migrieren sie nach Bamako. Bamako gilt als besonders attraktiv, da die Löhne höher als in allen anderen Städten Malis sind. Auch die Größe und das Angebot der Hauptstadt, die Infrastruktur, Märkte und Geschäfte locken tausende Migrantinnen in die Metropole. Temme erklärt das Modell der zirkulären Binnenmigration so:

„Der Aufenthalt in der Stadt hat nicht nur ökonomische Motive, sondern auch kulturelle. Es geht um die Erhöhung von Status und Prestige. Ein Mädchen, das schon woanders war, wird von den anderen bewundert. Es hat schon die Stadt gesehen, spricht Bambara, kennt neue Gerichte, trägt bessere Kleider – ihr Rang ist also erstrebenswert. Die, die es sogar in Bamako geschafft haben, sind besonders angesehen, da es drei verschiedene Stufen der Binnenmigration gibt: „cercle“ in ein nächstgrößeres Dorf, „region“ in die nächstgrößere Stadt der Region, „capitale“ in die Hauptstadt Bamako“ (Interv.3: 2)

Kontaktpersonen und Netzwerke

In ihrem Alltag pflegen die Zuwanderinnen nur wenige Beziehungen, außer zur eigenen Gruppe, dem *Logeur* und dem *Employeur*. Das Verhältnis zwischen Städtern und Landbewohnern ist von gegenseitigem Misstrauen geprägt. Die Stadtbewohner werden von den Neuankömmlingen als unbekannte Fremde betrachtet und umgekehrt blicken die Städter mit Verachtung auf die Landbewohner herab. Selten kommt es zu Eheschließungen zwischen Land- und Stadtmenschen. Die meisten Hausmädchen wollen daher in ihr Dorf zurückkehren um zu heiraten oder wünschen sich einen Ehemann aus der gleichen Gruppe oder Gegend um mit ihm ein Leben in der Stadt aufzubauen.

Außerhalb ihrer Tätigkeit im Haushalt formieren sich die Migrantinnen meist in Gruppen. Dieser Prozess wird dadurch erleichtert, dass oft mehrere Mädchen gemeinsam bei einem *Logeur* untergebracht sind. Die sozialen Beziehungen ihrer Herkunftsgebiete spiegeln sich auch in den urbanen Netzwerken wieder. Wenn sich die Mädchen treffen, reproduzieren sie Verhaltensweisen, die ihnen aus dem ländlichen Umfeld vertraut sind. Sie singen Lieder in ihrer Muttersprache und tanzen oder streifen gemeinsam durch die Stadt.

Es gibt aber auch einige Mädchen, die sich bewusst von Gleichgesinnten abwenden, die in schwierigen Situationen allein auf sich gestellt sind und daher häufig in der Prostitution landen oder gegen ihren Wunsch schwanger werden. Der Rückhalt einer Gruppe und der Aufbau sozialer Netze scheint die Mädchen einzelnen Gefahren gegenüber abzusichern.

Zur Rolle des Logeurs

Wenn ein Mädchen vom Land nach Bamako kommt, kontaktiert es üblicherweise als erstes eine vertraute Person, die es oder seine Familie bereits kennt. Diese Person nimmt die Rolle eines Vermittlers zwischen dem Mädchen und der potentiellen Arbeitgeberfamilie ein. Sie kann, muss aber nicht mit der Migrantin verwandt sein, stammt aber aus derselben Region oder gehört derselben Ethnie an. Auf jeden Fall lebt sie schon seit längerer Zeit in der Stadt. Diesen Wahlverwandten, der die Unterbringung der Mädchen in seinem Haushalt gewährleistet, bezeichnet man als ***Logeur*** bzw. ***Logeuse***. Er oder sie bietet also den Neuankömmlingen in den ersten Tagen und Wochen Kost und Logis an und ist den Migrantinnen bei der Arbeitsuche behilflich (vgl. ISH 1988, 1991).

Manche Vermittler in der Stadt sind Anlaufstelle für eine große Anzahl an künftigen Hausmädchen. Da die Mädchen die Stadt häufig als Teil einer Gruppe von Migranten aus der gleichen Region erreichen, gibt es meist eine Kontaktadresse, die sie gemeinsam ansteuern. Daher können bei der Ankunft der Mädchen in Bamako teilweise bis zu 30 Mädchen und mehr bei einem *Logeur* untergebracht werden (vgl. Fleischer 2003: 97).

„Die ersten Nächte habe ich bei einem Verwandten aus dem Dorf verbracht. Ich habe ihn nur gefunden, weil ich nicht allein war. Alle Mädchen aus meinem Dorf sind am Anfang zu ihm gegangen. Er versteht uns, er spricht unsere Sprache und er kennt uns. Meine Schwester hat früher auch bei ihm gewohnt. Er ist wirklich ein sehr guter Mann. Er kennt auch viele Familien in Faladié. So habe ich schnell Arbeit gefunden. Jetzt wohne ich nicht mehr bei ihm, sondern in der Familie, wo ich arbeite. Hier kann ich schlafen und essen“ (HM 4: 2).

Die *Logeurs* sind selbst ehemalige Migranten, die sich dauerhaft in Bamako niedergelassen haben und nun Angehörige aus ihren Heimatdörfern, aus Dörfern ihres Ehemanns oder aus Nachbardörfern derselben Region bei sich aufnehmen. In einigen Fällen entwickelt sich auch eine in der Anstellung und Ausbildung von Hausmädchen erfahrene Dienstgeberin zur *Logeuse*, welche die moralische Verantwortung für das Arbeitsverhältnis übernimmt. Eine *Employeuse* kann also längerfristig auch zur *Logeuse* werden (vgl. ISH 1991: 32).

Der *Logeur* bzw. die *Logeuse* erfüllt bestimmte Funktionen: er fungiert als Vermittler zwischen den Familienangehörigen im Dorf und der Arbeitgeberfamilie in der Stadt und stellt somit das Bindeglied im Übergang der Trennungsphase in die Eingliederungsphase des Mädchens dar (vgl. Roost-Vischer 1997: 139). Der *Logeur*/ die *Logeuse* übernimmt die Rolle eines Beraters bzw. die der im Dorf zurückgebliebenen Elternteile. Er/Sie empfängt die Mädchen, kümmert sich um einen Arbeitsplatz und ihre Unterkunft. Als Erzieher berät er/sie die Jugendlichen, begleitet sie bei Einkäufen, verwaltet mitunter ihr Einkommen, kontaktiert die Familie, falls Probleme auftreten und fungiert, wenn nötig, als Konfliktschlichter zwischen Migrantin und Dienstgeber, zwischen mehreren *Bonnes* oder zwischen dem migrierenden Mädchen und seiner Familie im Dorf. Manchmal begleitet er/sie die Migrantin sogar bei ihrer Rückkehr ins Dorf; dies passiert vor allem dann, wenn ein Mädchen ungewollt schwanger wird, deshalb ihre Arbeit verliert und sich nicht allein nachhause zurücktraut.

Zwischen dem *Logeur* und der Herkunftsfamilie herrscht ein auf Vertrauen basierendes Verhältnis, in dem keine Seite die andere enttäuschen will: „*Il s'agit d'un contract moral quelles décident d'honorer toujours*“ (ISH 1991: 33). Häufig gibt es auch eine schriftliche Korrespondenz zwischen dem *chef de village* und dem *Logeur*. Im ersten Brief kündigt das Dorfoberhaupt die Ankunft der Mädchen an, in einem weiteren Schreiben bedankt er sich für die Rückkehr der Mädchen zur Erntezeit. Die Hausmädchen und ihre Familien fühlen sich dem *Logeur* gegenüber zu Dank verpflichtet. Viele der Hausmädchen verrichten deshalb bereits sehr früh morgens einige Tätigkeiten im Haus ihrer Gastgeberfamilie, noch bevor sie ihre eigentliche Arbeit in den Haushalten der Arbeitgeber beginnen. Sobald sich eine Gelegenheit ergibt, werden sich die Verwandten im Dorf beim *Logeur* für seine Gastfreundschaft revanchieren. Die Dorffamilien, ihre Töchter sowie die Kontaktpersonen in der Stadt sind also Teil eines reziproken Systems, das auf Austausch und Gegenseitigkeit beruht (vgl. Fleischer 2003: 98).

„L'un des paramètres de la migration et qui en détermine la direction est la présence d'un parent ou d'une relation quelconque au lieu d'accueil. Cet élément, parent ou relation, permet la circulation des informations entre la ville et le village, entre les migrantes et les employeurs. Il est la garantie morale pour les parents restés au village et pour les employeurs car la bonne qui vient travailler n'a aucune pièce d'état civile“ (ISH 1988: 34).

Soziale Beziehungen in der Stadt

Verschiedene Formen sozialer Beziehungen und Netzwerke führen häufig zur Gründung von *zones d'élection* (ISH 1991) - Wahlbezirken für die Zuwanderinnen. Das führt dazu, dass man in einzelnen Vierteln Bamakos überdurchschnittlich viele Mädchen einer gewissen Ethnie antrifft. Zum Beispiel kommen die meisten Migrantinnen im Stadtviertel *Badalabougou* aus der Region Ségou und im Viertel *Médina-Coura* kommt die Mehrzahl der Mädchen aus der Umgebung von Mopti (ebd.: 32). Für *Faladié* konnte ich keine klare Mehrheit erkennen, jedoch war die Dichte an *Bobo*-Migrantinnen relativ hoch.

Nicht alle Mädchen migrieren innerhalb dieses Systems, das auf sozialen Beziehungen zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft beruht. Viele der Migrantinnen fliehen vor den engen dörflichen Strukturen oder vor einer geplanten Verheiratung in die Anonymität und Freiheit der Hauptstadt.

Durch die fehlende Einbettung in ein soziales Netz sind sie allein auf sich gestellt, verwundbar und größeren Gefahren in der Stadt ausgesetzt. Häufig verbringen sie die ersten Nächte auf den Busbahnhöfen der Stadt. Auf Arbeitssuche ziehen sie von Haus zu Haus, von Viertel zu Viertel, in der Hoffnung von einer Familie aufgenommen zu werden. Schaffen sie das nicht, bleibt vielen Mädchen nur die Flucht in ein Leben auf der Straße oder in die Prostitution.

Unterkunft

Was die längerfristige Unterbringung der Mädchen betrifft, leben viele der Hausmädchen in den Aufnahmefamilien der *Logeuse*, die meisten aber direkt in den Arbeitgeberfamilien. Die Ergebnisse der Studie des ISH „*montrent que la famille d'accueil est un lieu de transit*“ (ISH 1991: 35). Sie zeigen, dass 31,8% in der Phase der städtischen Eingliederung bei einem *Logeur* oder einer *Logeuse* wohnen, während 48,5% der Migrantinnen an ihrem Arbeitsplatz untergebracht sind (ebd.: 34). Falls die Arbeitgeber in ihrem Haus über zu wenig Platz verfügen, werden die *Bonnes* einfach in einer Familie in der Nachbarschaft einquartiert. Ihr Platzbedarf ist ohnehin knapp gefasst, eine Matte am Boden des Hofes ohne Überdachung ist der übliche Schlafplatz der Mädchen. Für gewöhnlich wechselt das Mädchen den Wohnort während ihres Aufenthaltes in der Stadt nur im Falle gravierender Probleme.

Aus Sicht der Mädchen ist die Phase des Übergangs durch große Unsicherheit geprägt. Das Leben in der Stadt stellt eine große Herausforderung für die Migrantinnen dar. Da sie nicht lesen können, ist es für sie besonders schwierig, sich im Chaos der Hauptstadt zurechtzufinden. Daher ist es für die jungen Frauen besonders wichtig, einige wenige Kontakte in der Stadt zu knüpfen. Die Mädchen, die *Bambara* als Muttersprache besitzen, können sich relativ schnell in Bamako akklimatisieren. Für die anderen beginnen die Probleme bereits bei der Kommunikation mit den Arbeitgebern:

„Die Menschen in der Stadt sind anders. Sie sprechen anders, sie kochen anders, deshalb war es am Anfang auch sehr schwer für mich. In Sikasso hatte ich keine Probleme, weil meine Familie auch Bobo sprach und meine Region gut kannte. Aber hier in Bamako, war alles neu für mich. Ich habe immer Angst. Die Stadt ist so groß, zu groß für mich. Ich kann noch nicht gut Bambara sprechen. Ich würde gerne in eine Schule gehen, aber dafür habe ich keine Zeit“ (HM 3: 3).

Informelle Netzwerke

Bonnes treffen in der Stadt auf zahlreiche Kolleginnen und andere Personen aus ihrem Dorf oder ihrer Region. Die ethnische Zugehörigkeit kann dabei im urbanen sozialen Leben eine wichtige Rolle spielen (vgl. Chevron/Reinprecht 2002). Ländliche Beziehungsmuster bleiben in der Stadt bestehen, man trifft seine Nachbarn von früher, Freundinnen und Bekannte, die aus der gleichen Gegend oder Ethnie stammen. Reinprecht (2002: 43) meint dazu: „*Obwohl im städtischen Milieu die Gefüge der traditionellen Netze zweifellos lockerer werden, sieht man, dass die Solidarität des Sippenverbandes auch im Kontext der Stadt nach wie vor stark ist und eine wichtige, wenn nicht sogar die wichtigste Ressource zur Lebensbewältigung darstellt*“.

Es gibt in Bamako mehrere Vereine und Zusammenschlüsse von Migranten, die den Neuankömmlingen helfen sollen, schnell in der Stadt Fuß zu fassen. Sie dienen der gegenseitigen Unterstützung sowie der Schaffung von Verbindungen zwischen der Heimatregion und der neuen Umgebung der Hauptstadt.

Der wöchentliche Markttag bietet den Mädchen eine weitere Gelegenheit, sich über ihre Erfahrungen in der Stadt zu unterhalten. Auch abends, nach der Arbeit, wenn die Mädchen Zeit haben, besuchen sie sich gegenseitig. Immer wieder begegneten mir Mädchengruppen, die in der Dunkelheit singend durch die Straßen Bamakos zogen. Die Hausmädchen sind bereits optisch leicht zu erkennen: sie tragen alte Gummisandalen und sind üblicherweise mit einem bunten Wickelrock und einem weiten, zerschlissenen T-Shirt bekleidet (dem Aufdruck nach, möglicherweise aus europäischen Altkleidersammlungen) und tragen kurze Haare ohne Einflechtungen, da sie sich diese nicht leisten können.

Die sozialen Netzwerke in der Stadt basieren vorwiegend auf informellen Zusammenkünften. Diese Treffen und Veranstaltungen wirken im urbanen Milieu identitätsstiftend. In den verschiedenen Vierteln Bamakos finden regelmäßig informell organisierte Feste der Migranten statt. Junge Frauen und Männer aus dem gleichen Dorf, Mitglieder derselben Ethnie, treffen sich auf einem Platz, der die Funktion eines Dorfplatzes einnimmt. Manchmal treffen sich die Jugendlichen auch bei einer ihrer *Logeuses*. Große Migranten-Treffen finden meistens einmal pro Monat statt. So treffen sich beispielsweise alle *Bobo*-Hausmädchen an jedem dritten Samstagabend auf einem Platz in *Faladié* um sich auszutauschen und zu tanzen. Einige Elemente sind dabei traditionellen Tänzen entliehen, aber insgesamt können im urbanen Milieu auch neue Tanzformen entstehen (vgl. Mitchell 1959).

Ein solcher Tanz ist zum Beispiel der *Koté*⁶. Er beinhaltet komödiantische und satirische Elemente, und bezweckt, die üblichen gesellschaftlichen Rollenbilder aufzulösen bzw. umzukehren. Dieses Phänomen ordnete Turner der *liminalen Phase* (Turner 1968) eines Übergangsrituals zu. Auch Temme betrachtet *Liminalität* als Indikator für den rituellen Charakter von Migrationsprozessen (Interv.3: 7):

„Jede Gruppe hat ihren eigenen Tanz. Abends nach der Arbeit treffen sich die Mädchen nach ihrem Ursprungsdorf, ihrer Sprache und Ethnie. Sie klatschen, lachen, ziehen durch die Straßen. Für die Dogon ist das ASSOI, „le jeu des jeunes“, das Spiel der Jungen. Es findet also tatsächlich eine Umkehrung des Alltags statt: das Unsichtbare wird sichtbar, die Machtlosen werden zu lauten Akteuren, die Unfreien zu Freien, die Abhängigen zu Unabhängigen. Die Wiedereingliederung in die Gesellschaft, das Ankommen in der Stadt, weist also ritualisierte Elemente auf.“

Temme bestätigt also meine Hypothese des Ritus Migration. Er sprach immer wieder von den verschiedenen Phasen der weiblichen Migrationsgeschichten von von *Liminalität* als besonderem Charakteristikum von räumlichen Veränderungen. In der Enzyklopädie der Sozial- und Kulturanthropologie nach Barnard und Spencer (1996: 611) wird *Liminalität* folgendermaßen definiert: „ *A phase within ritual, especially within rites of passage, in which participants are regarded as being betwixt and between their former social position and the new position to which they are moving. The phase is often accompanied by either the suspension, or reversal, of everyday social values.*“

⁶ Die bekannte malische Sängerin *Rokia Traoré* fordert in ihrem Lied „*Koté Don*“ die jungen Mädchen der Stadt auf, den *Koté*-Tanz zu tanzen. Der Text ist eine Botschaft an die jungen Leute, sich über Einschränkungen und Konventionen hinwegzusetzen, die Jugend zu genießen und davon zu profitieren, egal was andere sagen. Sie fordert die Mädchen in direkter Anrede auf, den Mut zu haben, etwas zu verändern. Dieses Lied ist ein Appell an die jungen Mädchen, sich von ihren Vorstellungen nicht abbringen zu lassen, neugierig zu bleiben, zu lernen und auf diese Weise Freiheit und Unabhängigkeit zu erreichen.

Verhältnis Städter – Migranten

In der Übergangsphase, in der sich die Migrantinnen in Bamako niederlassen, sind die Unterschiede zur restlichen Stadtbevölkerung klar erkennbar, weil in dieser Phase die alten dörflichen Gewohnheiten und Sichtweisen noch stärker ausgeprägt sind als neue urbane Einflüsse. Dies stößt bei vielen Städtern auf Unmut, da das Verhalten bzw. das Aussehen der Neuankömmlinge als störend oder asozial aufgefasst wird (vgl. Chevron 2002: 123). Die *Bonnes* werden daher von den Städtern häufig als *schmutzig* beschrieben (ebd.: 2002). Besonders im Bereich der Hygiene kommt es wieder zu Auseinandersetzungen zwischen *Patronnes* und *Bonnes*. Eine Arbeitgeberin, bei der ich einige Male zum Essen eingeladen war, äußerte sich sehr abfällig gegenüber ihren Hausangestellten:

„Immer das gleiche mit diesen Mädchen, sie können nichts richtig machen. Du musst froh sein, wenn du das Essen, das sie gekocht haben, essen kannst, ohne krank zu werden. Schau sie dir an, sie sind schmutzig und sie wissen nicht, wie man sich benimmt.“

Auch die Lebensweise der Mädchen gilt für viele Stadtbewohner als unanständig, *ihr* Benehmen als „*comportements décriés*“ (ISH 1991: 3), als *verschrien*es Verhalten. Damit meinen die Stadtbewohner vor allem die nächtliche Prostitution der Mädchen, die häufig mit außerehelichen Schwangerschaften einhergehen.

Viele Migrantinnen befinden sich über Jahre in einer Schwellenphase zwischen dörflicher und städtischer Lebensweise. Letztlich sind die Jugendlichen weder in der einen noch in der anderen Gesellschaft verankert oder integriert. Das Hausmädchen *Kadia* lebte beispielsweise bereits ungewöhnlich lange in meiner Gastgeberfamilie. Das Verhältnis zwischen meiner Gastgeberin und dem Hausmädchen schien, wie die meisten Dienstverhältnisse, von Widersprüchen gekennzeichnet, die rhetorische Beschreibung der Beziehung stimmte mit den tatsächlichen Gegebenheiten nicht überein. Fleischer (2003: 101) meint dazu: *„Die Mädchen sind weder eindeutig aus den Familien ausgegrenzt, noch fühlen sie sich wirklich einbezogen und als Teil der Familie. Deutlich wird diese Widersprüchlichkeit von Eingliederung und Ausgrenzung in der Art der Unterbringung und in Form der Essenszuteilung und –aufnahme sowie in der Arbeitskleidung und in den speziellen Normen und Vorschriften für die Mädchen. Den Hausmädchen wird kaum oder gar keine Privatsphäre zugestanden, sie haben weder einen eigenen Platz im Hof, noch haben sie raum, sich individuell zu entfalten und dennoch werden sie z.T. als Personen mit eigenen Bedürfnissen von den Familienmitgliedern wahrgenommen“.*

Beide Hausangestellten wurden mir von meinen Gastgebern zwar als *enfants* (Kinder) vorgestellt, im Alltag jedoch niemals dementsprechend behandelt, sondern vielmehr als billige Arbeitskräfte beansprucht. Sie waren von allen familiären Aktivitäten ausgeschlossen, durften keine Schule besuchen und wurden auch verbal vernachlässigt. In der Folge war ihr sprachliches Vermögen auf wenige Worte in *Bambara* und Französisch beschränkt. Sie durften niemals im selben Raum wie die restliche Familie essen und da sie kein eigenes Zimmer besaßen, hielten sie sich auch nachts ausschließlich im Hof des Hauses oder auf der Straße vor dem Haus auf.

Das Verhältnis zwischen *Adama* und *Kadia* war in gewisser Weise aber ein sehr vertrautes. Schließlich kannten die beiden einander schon seit vielen Jahren. Und im Gegensatz zu den meisten anderen Familien in *Faladié*, beschäftigte meine Familie nur dieses eine Hausmädchen. *Kadia* wusste genau, wann und wie sie bestimmte Aufgaben im Haushalt zu verrichten hatte. Trotzdem oder gerade deshalb wurde *Adama* nicht müde zu betonen, wie sehr sie zum positiven Gedeihen dieses Hausmädchens beigetragen habe und wie großzügig sie *Kadia* gegenüber sei, insbesondere, weil sie ihr einmal einen Tag frei gegeben hatte, an dem *Kadia* über heftige Zahnschmerzen geklagt hatte und *Adama* ihr erlaubte, einen Zahnarzt zu besuchen.

Goldsmith meint, dass durch die Beziehung der weiblichen Arbeitgeberinnen zu den weiblichen Hausangestellten patriarchale Familienstrukturen aufrecht erhalten bleiben, da die eigene Unterlegenheit, Unterdrückung und partielle Machtlosigkeit der Ehefrauen durch die Machtdemonstration der Frauen den Hausangestellten gegenüber kompensiert wird und somit auf einer Mikroebene gesellschaftliche Ausbeutungsverhältnisse produziert werden (vgl. Goldsmith 1980).

Probleme der Migrantinnen

Mit Zunahme der weiblichen Migrierenden häufen sich auch die Probleme, mit denen die Frauen in der neuen städtischen Umgebung oder in ihrer Herkunftsgesellschaft konfrontiert sind. Die sozialen Konsequenzen, die das bewusste Verlassen seiner Heimat mit sich bringt, waren und sind für die Mädchen nur schwer zu überblicken. Ein Mädchen findet sich häufig im Spannungsfeld zwischen ihren persönlichen Interessen und denen der Gemeinschaft wieder.

In ihrem Alltag in Bamako sind die Migrantinnen mit unterschiedlichen Sorgen und Ängsten konfrontiert: mit der Abkehr von den Eltern und Verwandten, den instabilen Arbeitsverhältnissen, der schlechten Behandlung durch die Arbeitgeber-Familien und andere Stadtbewohner, mit Nahrungsknappheit, Krankheiten, Unfällen, Gewalt und Prostitution. Die unaufhörliche Bevormundung und Erniedrigung durch die *Madames* und *Patronnes* treibt viele Mädchen in eine aussichtslose Situation der Verzweiflung. Darüberhinaus kommt es häufig zu sexuellen Übergriffen seitens der Dienstgeber. Da die Migrantinnen in der urbanen Öffentlichkeit keinen hohen Stellenwert besitzen, sind sie schutzlos und werden häufig Opfer sexueller Gewalt. In den Gesprächen, die ich mit den Betroffenen führte, äußerte sich nur ein Mädchen offen darüber, dass es in früheren Dienstverhältnissen bereits zu Problemen zwischen ihr und der Familie, in der sie arbeitete, gekommen war:

„Bevor ich in diese Familie gekommen bin, habe ich meinen Arbeitsplatz in Bamako 2 Mal gewechselt. Die erste Familie hat mich schlecht behandelt, die Madame war nicht zufrieden mit mir. Ich hatte zu viel Arbeit und dann habe ich kein Geld dafür bekommen. Das war schlimm. Ich war noch sehr jung und kannte mich nicht aus in der Stadt. Mein Logeur hat mir dann geholfen und eine andere Familie für mich gefunden. Dort war ich ein Jahr, aber das war auch nicht sehr gut. Jetzt bin ich zufrieden. In dieser Familie bin ich schon 2 Jahre. Wenn ich im Sommer zurückgehe in mein Dorf, warten sie auf mich“ (HM 2: 2).

Die anderen Mädchen waren entweder noch nicht sehr lange in der Stadt oder wollten mit mir nicht über Schwierigkeiten in ihrem Arbeitsalltag sprechen. Die Gesprächssituation ließ dies auch kaum zu, da wir die Interviews unmittelbar am bzw. vor dem Arbeitsplatz der Frauen durchführten und immer wieder Familienmitglieder vorbeikamen, uns zuhörten oder unterbrachen. Außerdem war es schwierig für mich, in einer einmaligen Gesprächssituation in so kurzer Zeit das Vertrauen der Mädchen zu erlangen. Das Fehlen einer gemeinsamen Sprache erschwerte die Situation zusätzlich. Warum sollten die Mädchen mir, einer weißen fremden Frau und einem Dolmetscher, ihre wahren Ängste und Probleme anvertrauen?

Hinzu kommt, dass in der malischen Gesellschaft ohnehin gewisse Themen gesellschaftlich wie sprachlich tabuisiert werden, insbesondere Fragen nach Problemen wie häuslicher Gewalt, sexuellen Übergriffen, Ausbeutung und Prostitution.

Mir gegenüber gaben alle Mädchen an, mit ihrem momentanen Arbeitgeber zufrieden zu sein. Tatsächlich allerdings kommt es in den städtischen Haushalten häufig zu massiven Problemen zwischen den Hausangestellten und den *Employeurs*. Aus Angst ihre Arbeit zu verlieren, trauen sich die Mädchen nur selten, laut über ihre Probleme in den Familien zu sprechen. Die ins Dorf zurückgekehrten Mädchen beschreiben ihr Arbeitsverhältnis offener als die Mädchen in der Stadt: Der Großteil der Rückkehrerinnen berichtet von schwerwiegenden Problemen in den urbanen Familien. Die Zahl derjenigen, die im Falle eines erneuten Aufenthaltes in Bamako nicht bei derselben Familie arbeiten wollen, überwiegt (vgl. ISH 1991: 55).

In vielen Berichten lokaler Organisationen in Mali ist immer wieder von der Ausbeutung der *Bonnes* und den unerfüllten Hoffnungen der Mädchen und ihrer Eltern die Rede. Auch in meinen Beobachtungen war die Diskriminierung der Hausmädchen durch ihre Dienstgeber allgegenwärtig. Während der Erarbeitung meiner Forschungshypothese, also vor meiner Feldforschung in Bamako, war es mir sehr wichtig, die migrierenden Mädchen als selbstständig agierende Frauen, als aktiv handelnde Akteurinnen wahrzunehmen und darzustellen, um nicht die üblichen Bilder der leidtragenden armen Frauen in Afrika seitens weißer westlicher Wissenschaftlerinnen zu reproduzieren. Vor Ort fiel es mir anfänglich schwer, einen anderen Blick auf das Rollenverhältnis zu erhalten, als den einer städtischen Elite, die Dorfjugendliche wie Leibeigene behandelt. Angesichts der Arbeitszeiten, des Umgangs mit den Angestellten, der Höhe, Ausbezahlung und Verwaltung des Lohns konnte ich mich des Eindrucks einer modernen Form der Sklaverei nicht erwehren.

Die senegalesische Regisseurin *Khady Sylla* schildert in ihrer Dokumentation *Monolog einer Dienerin* (Sylla 2008) sehr eindringlich den schwierigen Alltag der Hausangestellten aus der Sicht eines Mädchens in Dakar, das sich traut, seine Probleme und Gedanken in einem wütenden Monolog offen zu legen. Diese Form der Dokumentation ist gerade in Afrika besonders rar, da das Thema der Hausmädchen in den westafrikanischen Gesellschaften stark tabuisiert wird.

Die Hausmädchen werden auf unterschiedlichen Ebenen diskriminiert und ausgebeutet. Manche Dienstgeberinnen bezichtigen ihre Angestellten des Diebstahls, andere verweigern ihnen die Heimreise zur Familie oder stellen ihnen das dafür benötigte Geld nicht zu Verfügung.

Die unverhältnismäßige, unregelmäßige, schlechte Bezahlung und die langen Arbeitszeiten verdeutlichen das Ungleichgewicht zwischen Dienstgebern und Angestellten. Gewisse Arbeitgeber profitieren bei der Anstellung der Mädchen von deren Analphabetismus, durch fehlende schriftliche Arbeitsverträge können die Mädchen ihre Rechte nur schwer einfordern. Außerdem gelten die Migrantinnen aufgrund ihrer fehlenden Bildung als *folgsamer* und *weniger fordernd* (ISH 1991: 5). Die Kommunikation zwischen den Dienstgebern und den Hausmädchen beschränkt sich auf wenige Worte oder Befehle täglich. Man könnte daher auch von einer bewussten, von den Arbeitgebern initiierten, sprachlichen bzw. intellektuellen Verwahrlosung der Hausmädchen sprechen, Sprachentzug dient als Mittel der sozialen Kontrolle. Die Behandlung der Mädchen wird von den *Patrons* und *Patronnes* durchaus als normal empfunden. Das liegt unter anderem an der streng hierarchisierten Gesellschaft Malis, einer Klassengesellschaft, in der die Mädchen vom Land als minderwertig betrachtet werden.

Clandestine

Das Sexualleben und Sexualverhalten der Menschen wird in Mali nicht öffentlich besprochen. Lokale Traditionen und global formulierte Programme internationaler Organisationen müssen daher erst miteinander verwoben werden. Sexualität, und reproduktive Gesundheit sind Themen, über die Jugendliche in der Öffentlichkeit wenig erfahren. Im Radio, Fernsehen und in verschiedenen Zeitungen werden Themen wie Sexualität, die Gefahr der Ansteckung durch HIV/Aids oder eine mögliche Schwangerschaftsverhütung viel zu selten diskutiert. Auch die Religion hat auf diese Tabuisierung wesentlichen Einfluss; weder Muslime noch Christen sind daran interessiert, in der malischen Gesellschaft einen offenen Diskurs über Sexualität zu führen. Es gibt nur wenige Sozialprojekte, die sich mit dieser Problematik beschäftigen. Ein Projekt, das Jugendliche berät, ist *Danaya-So*. Hier wird Straßentheater als präventive Aufklärungskampagne gegen HIV/AIDS veranstaltet. Die Schauspielerinnen, die früher selbst als Prostituierte gearbeitet haben, klären die vorbeigehenden Passanten über die Notwendigkeit von Kondomen auf. Die Bedeutung des öffentlichen Raumes für soziale Interaktionen wird durch diese Performance an einem öffentlichen Platz einmal mehr sichtbar (vgl. Mansfeld 2007: 169 f.).

Viele malische Männer weigern sich, ihr Sexualverhalten zu ändern und Kondome zu verwenden. Als Gründe dafür nennen sie die schlechte Qualität der Kondome sowie deren *amerikanische* Herkunft. Unter anderem wird die Meinung verbreitet, HIV käme aus dem Westen, aus Europa und den USA und solle dazu beitragen, Afrikas Bevölkerung zu dezimieren.

Möglicherweise ist diese Ansicht das Resultat des offen proklamierten Ziels vieler internationaler Institutionen, die Bevölkerungsexplosion in den ärmsten Ländern der Erde, zu denen Mali zählt, zu verhindern. Die Armut sowie die daraus resultierende fehlende ökonomische Absicherung führen die Frauen häufig in die Prostitution. Mansfeld (2007: 175) betont, dass dies oft heimlich passiert: *„Viele Frauen tragen in Mali zum Lebensunterhalt ihrer Familien bei, oft in existenzieller materieller Not, indem sie sich für die Familien kaum sichtbar und unausgesprochen geduldet prostituieren.“*

Einige meiner (männlichen) Gesprächspartner wiesen mich darauf hin, dass sich die Mädchen abends nach der Arbeit in den Haushalten, auf der Straße oder in Hotels prostituieren. Ein Interviewpartner, den ich hier *Mr K.* nennen will, klärte mich in einer sehr offenen Art über das *vielfältige Angebot* auf. *Mr K.* schien tatsächlich ein *Experte* zu sein, was die ökonomische Situation der Migrantinnen anbelangte. Befremdlich für mich war dabei seine Tätigkeit als Mädchen-und Frauenbeauftragter einer staatlichen Organisation. Er meinte:

„Haben sie die vielen chinesischen Hotels gesehen, die über die ganze Stadt verteilt sind? Das sind in erster Linie Stundenhotels, in denen man Zeit mit den jungen Mädchen verbringen kann. Sie sind wesentlich günstiger als andere Hotels, da sie keine Klimaanlage haben. Wenn sie ein Mädchen und ein klimatisiertes Zimmer haben wollen, dann kostet das schon wesentlich mehr.“ (Interv.5: 8).

In meiner unmittelbaren Nachbarschaft befand sich ein solches Hotel, das mit einer Leuchtschrift in Chinesisch und Englisch als *Hotel Bar Ananas* beschriftet war. Als ich am Ende meines Aufenthalts für einige wenige Tage noch nach einer Unterkunft suchte, machten mich meine Freunde aus der *Grin* sofort darauf aufmerksam, dass dieses Hotel *„kein guter Platz“* für mich sei.

Die Folge sexueller Übergriffe in den Familien oder der Sexarbeit der Migrantinnen in Bamako ist eine hohe Zahl an ungewollten Schwangerschaften. Die schwangeren Frauen gehen unterschiedlich mit ihrer Situation um: manche verheimlichen aus Angst ihre Schwangerschaft und planen einen Schwangerschaftsabbruch, manche begehen aus Verzweiflung Kindsmord, andere wenden sich an Organisationen wie APAF MUSO DANBE oder ENDA Tiers Monde um sich Rat zu holen. Der Abbruch von Schwangerschaften ist gesetzlich verboten und wird von der Gesellschaft moralisch scharf verurteilt. Viele der Babys werden daher in einem *Centre d'Adoption* abgegeben. Nur einige wenige Frauen kehren mit ihren Kindern aufs Land zurück.

Während meiner Streifzüge fielen mir etliche junge Frauen auf, die einen riesigen Turm aus Bananen am Kopf und ein Baby auf dem Rücken trugen. Wie ich später erfahren sollte (Interv.3: 9), waren dies oft Mädchen, die aufgrund ihrer Schwangerschaft nicht mehr als Dienstmädchen arbeiten konnten, da die Dienstgeberfamilien nur selten ein Mädchen mit Kind akzeptieren:

„Haben sie nicht die vielen Mädchen gesehen, die einen Turm aus Bananen oder anderem Obst auf dem Kopf tragen? Ist ihnen aufgefallen, dass sie alle ein Baby auf dem Rücken tragen? Diese Mädchen kommen alle vom Land, die meisten sind Dogon. Sie sind in die Stadt geflüchtet und sind schwanger geworden. Jetzt können sie nicht mehr zurück ins Dorf. Die Familien, in denen sie gearbeitet haben, haben sie rausgeschmissen, weil sie keine Bonne mit einem Kind gebrauchen können. Wo sollen sie also hin? Der Verkauf von Früchten ist zumindest eine Möglichkeit, ein bisschen Geld zu verdienen. Bananen verkaufen sie deshalb so oft, weil diese hier in der Stadt, in der Nähe des Flusses wachsen. Dort können sie die Mädchen ernten und in der Nähe des grand marché verkaufen“.

Eine Tätigkeit als Kleinhändlerin bzw. als *vendeuse ambulante* (fliegende Händlerin) scheint für einige Migrantinnen eine Alternative zur Haushaltsarbeit zu sein. Trotz der schwierigen Arbeitsbedingungen und der hohen Belastung auf der Straße wirkten diese Frauen auf mich befreiter und selbstbewusster als die *versteckten* Mädchen in den Höfen, waren sie doch im öffentlichen urbanen Raum sichtbar und für ihren Lebensunterhalt und damit für ihr Einkommen selbst verantwortlich.

4.4.4. Die Eingliederungsphase – Integration in die urbane Gesellschaft

Trotz der erwähnten Probleme leben die meisten Migrantinnen gerne in Bamako. Das Leben in der Stadt gefällt ihnen aus verschiedenen Gründen. Nur die Stadt bietet ihnen die Möglichkeit, selbständig zu arbeiten und ihr eigenes Geld zu verdienen. Die Attraktivität der Hauptstadt liegt in ihrem Angebot an Infrastruktur, in der Möglichkeit des Konsums von Gütern und des Erwerbs von Waren. Die Stadt wird von vielen Jugendlichen als Ort der Freiheit und der Lebensfreude wahrgenommen, anders als im Dorf sind sie hier nicht der strengen Kontrolle der Familie und des Dorfes unterworfen (vgl. ISH 1991: 54). Die zurückgebliebenen Dorfbewohner betrachten gerade aus diesem Grund die Migrantinnen als *Frauen mit schlechtem Benehmen* und attestieren den Rückkehrerinnen aus der Stadt, eine gewisse Form der List oder Intelligenz - *kéguya*. Die Aneignung von *kéguya* und die Selbstverwirklichung sind zentrale Motive für den Aufenthalt der jungen Menschen in der Stadt (ebd.: 55). Die Entwicklung von Überlebensstrategien scheint für viele junge Menschen ein Bedürfnis, mehr noch, eine Notwendigkeit geworden zu sein.

Der Wechsel des Wohnortes bringt für die meisten Migrantinnen eine Erhöhung des Selbstwertgefühls mit sich. Mit dem Gefühl, es bis in die weit entfernte Stadt geschafft zu haben, steigt das Selbstbewusstsein der Mädchen:

„Wenn ich es bis hierher geschafft habe, schaffe ich es überall hin. Ich wollte in die Stadt kommen um etwas zu lernen und das tue ich jeden Tag“ (HM 2: 2).

Aneignung von Wissen

Die Aneignung von Wissen war ein zentrales Motiv für alle interviewten Frauen. Die Mädchen wollen sich auch sprachlich der urbanen Bevölkerung anpassen. Das Erlernen der Bambara-Sprache (*bamana kan*), der *Lingua Franca* in Mali, übte daher für 3 Migrantinnen einen besonderen Reiz aus, für die beiden anderen war Bambara ohnehin schon ihre Muttersprache, sie versuchten dafür, ein bisschen Französisch zu lernen. Die Mädchen zeigten sich am Angebot von Alphabetisierungskursen (z.B. bei ENDA Tiers Monde) äußerst interessiert, wussten aber nicht, wie sie einen Schulbesuch mit ihrem zeitintensiven Arbeitsalltag verbinden sollten. Die anfallenden Transportkosten waren ein weiteres Argument gegen einen Schulbesuch. Eine Bonne klagte darüber, dass sie abends nach der Arbeit zu müde sei für *alles*:

„Ich würde gerne so gerne einen Kurs oder eine Schule besuchen. Zuhause im Dorf konnte ich nur ganz kurz in die Schule gehen und da war ich noch sehr klein. Ich wollte schon immer Lesen lernen. Das würde mein Leben in der Stadt auch einfacher machen, aber abends, nach der Arbeit bin ich so müde, dass ich nicht mehr lernen kann. Ich bin einfach zu müde für alles. Manchmal lachen mich meine Freundinnen deshalb aus. Ich weiß auch gar nicht, wo es eine Schule gibt, aber ich müsste bestimmt lange mit dem Bus fahren und das kostet zu viel Zeit und Geld“ (HM 2: 5).

Ein weiteres Ziel der Mädchen war das Erlernen kulinarischer Praktiken, mit denen sie am Land noch nicht vertraut waren. Alle 5 Mädchen wollten in der Stadt lernen, wie man *gut* und *richtig* kocht. Zuhause in ihren eigenen Familien könnten sie dies dann voll Stolz ihren Müttern zeigen. Auch die Frage der Hygiene spielt dabei eine wichtige Rolle. Am Beginn der Tätigkeit als Hausmädchen und Köchin kann es durch das fehlende Wissen der Migrantinnen auch zu gesundheitsgefährdenden Situationen kommen. Eine Studienkollegin, die vor kurz vor mir ihre Feldforschung in Bamako absolvierte, erkrankte plötzlich heftig. Selbst ihre Gastgeberin klagte über starke Magenschmerzen. Der Grund dafür waren die fehlenden Hygienekenntnisse eines neuangekommenen Hausmädchens. Dieses hatte im Hof Vorbereitungen für das Essen getroffen, Gemüse geschnitten und am Boden liegen gelassen, bis Ratten durch das Essen liefen und Keime und Bakterien übertrugen. In meiner Familie hatte Sauberkeit und Hygiene einen besonders hohen Stellenwert. Im Hof wurden keine Tiere gehalten, das Haus wurde jeden Abend mit Myrrhe ausgeräuchert um Moskitos zu vertreiben, der Boden wurde täglich gewischt.

In den Organisationen, die sich für die jungen Frauen engagieren, können diese außer Kochen auch andere Handwerke erlernen: das Nähen und Färben von Stoffen (*faire la teinture*) oder die Herstellung von Seife. Darüberhinaus bieten einige dieser Einrichtungen Schulkurse an, um den Mädchen Schreiben und Lesen zu lernen.

4.4.5. Rückkehr ins Dorf

Der Aufenthalt in der Stadt hinterlässt bei den Mädchen einen bleibenden Eindruck: die harte Arbeit, die schlechte Behandlung durch die Dienstgeberfamilie, die Nächte im Freien. Alle von mir befragten Mädchen hegten daher den Wunsch, eines Tages wieder dauerhaft in ihr Dorf oder das ihres Ehemannes zurück zu kehren. Das Alter der Mädchen spielt bei der Entscheidung zur Rückkehr eine untergeordnete Rolle. Geschiedene Frauen hingegen tendieren dazu, sich dauerhaft in der Stadt niederzulassen.

Wie bereits erwähnt, war die saisonale Jugendmigration ursprünglich männlich ausgerichtet. Die zurückgekehrten Migranten genossen bei den anderen Dorfbewohnern hohes Ansehen:

Mit Kleidern angetan, die der Mode des Gastlandes entsprechen, machen die Heimkehrer ihre Besuche bei den Verwandten und zeigen damit gleichsam, in welchem Lande sie ein Stück befriedigender Anpassung vollbracht haben. Dann werden die Geschenke verteilt, die Kleider und technischen Zutaten wohl versorgt und nur mehr bei besonders feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt (Parin 1963: 604).

Für einige Mädchen, die von der Stadt zurück ins Dorf migrieren, ist die Situation heute ähnlich, sofern sie mit der Unterstützung ihrer Mutter, der Familie oder des ganzen Dorfes in die Stadt gegangen sind. Teilweise werden aber auch die heimlich weggelaufenen Mädchen bei ihrer Rückkehr feierlich empfangen. Die Migrantinnen genießen ihre neue Rolle, zeigen sich in ihren besten Gewändern beim Einmarsch in das Dorf. So meint Temme:

„Sofern die Mädchen wieder in die Dörfer zurückkehren, zeigen sie stolz, was sie sich erarbeitet haben, zum Beispiel führen sie ihre besten Kleider aus und kommen zum IBEJÛ (IBE: Markt, JU: Ankunft), einem großen Fest der Dogon nach Hause. Der Einmarsch am Markt ist für die Rückkehrerinnen besonders wichtig um einerseits ihre Erfahrungen in der Stadt zu demonstrieren und andererseits um sich wieder in der dörflichen Gemeinschaft einzugliedern“ (Interv.3: 9).

Der Einmarsch in das Dorf oder ein anderer feierlicher Anlass, ermöglicht den Mädchen, sich in Form eines Angliederungsritus wieder in die dörfliche Gemeinschaft zu integrieren.

Ein großes Fest ist das TON SELI, das jedes Jahr vor der Ernte stattfindet und mindestens eine Woche lang dauert. Zu diesem Anlass versammeln sich alle Jungen um sich vor den älteren Dorfbewohnern zu präsentieren. Für die Mädchen ist es von enormer Bedeutung ihre neuen Kleider aus der Stadt vorzuführen. Damit ein Mädchen wirklich respektiert wird, muss es seine Kleider jeden Tag mindestens 2 Mal wechseln. Die Kosten für dieses aufwendige Procedere könnten sie durch die Arbeit im Dorf nie aufbringen (vgl. ISH 1991: 21f.).

Die Veränderung der zurückgekehrten Mädchen ist für anderen Dorfbewohner von großer Bedeutung. Während die Älteren mit den städtischen Gepflogenheiten nur wenig anfangen können, zeigen sich die Jüngeren davon beeindruckt. Die Rückkehrerinnen haben viel erlebt und viel zu erzählen. Wer wieder kommt, hat eine Stimme, manchmal auch eine neue Sprache und wird gehört, beachtet, manchmal beneidet. Die Erfahrung der Migration scheint daher für viele Jugendliche, die noch nie ihr Dorf verlassen haben, erstrebenswert zu sein,

Neben der Akquirierung der Aussteuer hat die Migration die Mädchen in die Lage versetzt, nach ihrer Rückkehr, Verwandten und Nachbarn Geschenke zu überreichen. Die Rückkehr ins Dorf bringt für die Migrantinnen also eine Statuserhöhung und den Gewinn von sozialem Prestige gegenüber der Dorfgemeinschaft mit sich.

4.5. Weiterführende Betrachtungen

4.5.1. *Childfostering* – eine Institution im Wandel

Das Phänomen der Mädchenmigration ist sowohl innerhalb als auch außerhalb Afrikas in einen breitgefächerten Diskurs eingebettet. Häufig wird die Landflucht junger Mädchen und Frauen in der wissenschaftlichen Literatur im Zusammenhang mit Konzepten zu Pflegschaft und sozialer Elternschaft, welche auf Englisch als *Childfostering* bezeichnet wird, beschrieben (vgl. Fleischer 2003). *Childfostering* meint die Pflegschaft und Erziehung von nicht leiblichen Kindern in verwandten oder fremden Familien und ist eine in Westafrika historisch verankerte Tradition, die in unterschiedlichen Formen und Ausprägungen nach wie vor existiert. Das bedeutet, dass in Afrika viele Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern, sondern in einem anderen Haushalt aufwachsen. Hauptmotive für die Weggabe beziehungsweise die Aufnahme von Kindern sind deren Erziehung und Bildung, die Aufgabe der Kinder als Arbeitskräfte, der Auf- und Ausbau von Netzwerken, sozialen Bindungen und Allianzen sowie die Erhöhung der Geburtenrate (ebd.: 31).

Die Anthropologin Goody (1982), die sich ausführlich mit Konzepten zu sozialer Elternschaft in Westafrika beschäftigt hat, beschreibt Pflegschaftsverhältnisse als Teil reziproker Systeme, die ursprünglich auf dem wechselseitigen Austausch zwischen mehreren Gemeinschaften beruhten. Sie dienten als Stabilisator zwischen einzelnen Gruppen und erfüllten so eine wichtige Funktion im Aufbau und der Stärkung von verwandtschaftlichen Beziehungen und Netzwerken. Die geteilte Erziehung der Kinder spiegelt traditionelle Normen und Regeln der Gemeinschaft wieder (ebd.: 37 ff.).

Auch Atto betrachtet die Pflegschaft von Kindern durch soziale Eltern als reziprokes System zwischen Dorf- und Stadtgemeinschaften, das der Schaffung sozialer Netze dient: *„Reziproke Beziehungen werden zur Aufrechterhaltung und Stärkung verwandtschaftlicher Bindungen eingesetzt oder belebt. Eine auf starke Gegenseitigkeit ausgerichtete Beziehung kann eine fehlende Verwandtschaft gar ersetzen, im übertragenen Sinne kreieren, beispielsweise die Pflegschaft von Kindern oder Migranten, die zur gegenseitigen Hilfe ein Netz aufbauen“* (vgl. Atto 1996: 47).

Durch die Modernisierung des Staates, die damit einhergehende Differenzierung der Gesellschaft und die zunehmende Orientierung an westlichen Gesellschaftsformen ist das Phänomen des *Fostering* heute aber im Wandel begriffen. Generell scheinen sich traditionelle Pflegschaftsverhältnisse zwischen Verwandten aufzulösen. Stattdessen häufen sich Dienstleistungs- und Ausbildungsverhältnisse vor allem zwischen nicht verwandten Personen.

Die Grenzen zwischen Ausbildungs-, Erziehungs- und Arbeitsverhältnissen sind, besonders im städtischen Kontext, fließend. Die verschiedenen Formen des Kinderaustausches gehen also ineinander über (vgl. Alber 2001: 23 f.).

Neben dem Verwandtschaftsgrad ist heute primär die Frage des Lohnes ein Indikator dafür, ob ein Mädchen als Dienstmädchen oder als Pflegekind der Familie betrachtet wird. Dabei kommt es darauf an, in welcher Form der Lohn den Mädchen ausgezahlt wird, ob die Mädchen ein monatliches Gehalt bekommen, ob ihnen Unterkunft und Essen sowie Kleidung zur Verfügung gestellt wird und ob sie das Recht haben, eine Schule oder eine Ausbildung zu absolvieren (vgl. Fleischer 2003). Goody (1982: 84) bemerkt: *„For girls, in addition to skills in sewing, baking and trading, there has evolved the institution of the ‘housemaid’. I say evolved, because there does not appear to have been anything similar in the traditional societies of West Africa. (...) It would seem that as the skills and experience which parents desire for their children become more diversified, they begin to look beyond their kin to find someone to train them. Fostering by kin is gradually transformed into various forms of apprenticeship and domestic service.”*

Heute sind es meist nicht verwandte Dienstgeber, die den Familien im Dorf oder den Mädchen selbst geringe finanzielle Unterstützung für die Arbeit im Haushalt bieten. Bass meint, dass diese Form des rural-urbanen Austausches die Gefahr des Kinderhandels in sich birgt: *„It once was typical for children to be placed in the home of an extended family member for domestic work, but this is no longer the case. An increasing trend is that nonkin agents now comb rural villages setting up relationships with the parents of little means, whom they offer advance payments toward domestic work to be performed by their children – which effectively may constitute child trafficking“* (Bass 2004: 91).

Auch Potash (1986: 81) bestätigt die Veränderung traditioneller sozialer Elternschaften und betont, dass diese Entwicklung Auswirkungen auf die Formation unterschiedlichen Klassen in Mali haben wird: *„These patterns of kin-based assistance are currently undergoing change. With the increase in school attendance since independence, many children are no longer available to help. Today many women must either perform household and productive activities alone, adding to their workloads, or they recruit poorer relatives or non-kin whose families cannot afford school fees to act as hired servants. This development has implications for class formation.*

4.5.2. Institutionen in der Praxis

Im städtischen Alltag Bamakos arbeiten zahlreiche karitative Organisationen in Projekten mit den jungen Migrantinnen, auch ihre Ziele sind dabei sehr unterschiedlich formuliert. Die Gründung der meisten Organisationen, die sich mit der Hausmädchenproblematik beschäftigen, ging mit dem in den frühen 1990er Jahren einsetzenden Demokratisierungsprozess des Landes einher.

Einige westlich geprägte NGOs wie ENDA *Tiers Monde* sprechen sich gegen die vermehrte Beschäftigung der Migrantinnen in den städtischen Haushalten aus, da ihrer Ansicht nach die Ausbeutung der Jugendlichen eklatant ist. Dazu kommt, dass die meisten der Angestellten minderjährig sind. Nach dem Gesetz ist die Arbeit von Kindern unter 15 Jahren in Mali offiziell verboten, somit kommt es in Folge der Beschäftigung von teils sehr jungen Mädchen permanent zur Nichteinhaltung von Kinderrechten. Die Grenze zwischen aktiver selbstbestimmter Migration und der Anstellung und Ausbeutung von Kindern verschwimmt. ENDA setzt auf Bildung als Alternative zu Haushaltsarbeit, bietet Erstberatungen und Gespräche an und veranstaltet für die Migrantinnen Alphabetisierungskurse, die in den Abendstunden stattfinden.

Die Organisation der Malierin *Madame Urbain* verfolgt hingegen ein anderes Ziel:

Mme Urbain ist Leiterin der Organisation *APAF Muso Danbe* (was so viel bedeutet wie *die Würde der Frau*) und besitzt in Bamako einen sehr hohen Bekanntheitsgrad, vor allem unter den städtischen Frauen und Dienstgeberinnen, was mir anfangs noch etwas unklar war. Als ich *Mme Urbain* zu einem Interview treffen wollte, ließ sie sich offiziell aus Zeitmangel von ihrem Mitarbeiter *Mr T.* entschuldigen. Als ich sie später nach einem anderen Termin bat, erklärte sie mir knapp, dass ich bereits alle wesentlichen Informationen erhalten hatte. Sie war offensichtlich nicht an einem Gespräch mit mir interessiert. Stellvertretend klärte mich *Mr T.* sehr zuvorkommend über die Interessen und Ziele von *Mme Urbain* auf. *Mme Urbain* hatte einst selbst als Hausmädchen gearbeitet und daher sei ihr, nach Angaben von *Mr T.* der Schutz und die gute Behandlung der Hausangestellten ein besonderes Anliegen. *APAF Muso Danbe* besitzt in der Stadt mehrere Ausbildungszentren für die Hausmädchen, die von großen Geldgebern wie UNICEF, *Caritas*, *Vision Mondiale*, *Care Mali* mitfinanziert werden. In diesen *Centres de Formation* sollen die jungen Frauen in verschiedenen Bereichen ausgebildet und auf ihr Berufsleben vorbereitet werden. Zu diesem Zweck werden Kurse angeboten, in denen das Färben und Nähen von Stoffen oder die Herstellung von Seife unterrichtet werden. *Mr T.* wies auf die Vorteile einer solchen Zusatzausbildung hin:

„*Si les filles rencontrent des difficultés dans les familles, elles ont la possibilité de développer un plan alternatif chez nous, elles peuvent faire la savon, la teinture, la couture*“ (Interv.1: 3).

Ich wurde von *Mr T.* eingeladen, mir ein solches Zentrum anzuschauen. Die Realität vor Ort hatte zu meiner Überraschung mit den Beschreibungen und Erörterungen von *Mr T.* nicht viel gemein. Die Atmosphäre war äußerst deprimierend. In dem öffentlich nicht einsehbaren Innenhof saßen Mädchen völlig apathisch und ohne Beschäftigung. Mit leerem Blick sahen sie ihrem Schicksal entgegen. Kurse oder Schulunterricht wurden, anders als besprochen, nicht abgehalten. Der Leiter des Zentrums, *Mr B.*, der mich durch die Einrichtung führte, machte einen zwiespältigen Eindruck auf mich. Unser Austausch war von gegenseitigem Misstrauen geprägt. Er bestätigte, dass es für die Schule es im Moment kein Geld gäbe, daher fände auch kein Unterricht statt. Die Zahlungen der Financiers waren vorübergehend eingestellt worden. Stattdessen gab es ein *Wartezimmer*, indem sich gut gekleidete resolute *Madames* nach den Mädchen erkundigten oder diese dort *abholten*. Diese Szenerie erweckte den Eindruck, dieses Zentrum sei ein Markt, wo junge Mädchen ausgesucht und erworben werden können. Die Agentur übernimmt dabei die Rolle einer Warenbörse: sie vermittelt zwischen städtischen Frauen und jungen Migrantinnen auf der Suche nach Arbeit, verwaltet die Gelder der Jugendlichen und führt Schrift über Erkrankungen, Gewalt und Probleme in den Familien. In einem kleinen Zimmer lagen völlig offen mehrere Hefte mit der Überschrift *Cas Sociaux*, in denen sogenannte *Sozialfälle* bzw. *Härtefälle* registriert sind. Damit sind Mädchen gemeint, die ungewollt schwanger wurden oder Mädchen, die *maladies mentales*, also psychische Probleme aufweisen. In den Heften klebten Fotos, auf denen Mädchen frontal abgelichtet und wie in einem Katalog, mit einer kurzen Beschreibung unterhalb des Fotos versehen waren.

Der Vorgang der Arbeitsvermittlung nach dem Modell von *Madame Urbain* (*Ami So* ist eine weitere bekannte Persönlichkeit, die nach demselben Schema vorgeht) wird als *Placement* bezeichnet. Dieser Ansatz der *Wohltätigen Mädchenvermittlung* ist innerhalb der verschiedenen Hilfsorganisationen Bamakos heftig umstritten.

5. Conclusio

5.1. Resümee

Ziel der vorliegenden Arbeit war es, den Migrationsverlauf und die Lebenswelten junger Migrantinnen nach und in Bamako, der Hauptstadt der Republik Mali, zu schildern. Die Sahel-Metropole Bamako ist eine der Städte in Afrika mit dem schnellsten Wachstum. Der Prozess der Urbanisierung steht in direktem Zusammenhang mit der Landflucht tausender Migranten aus dem ländlichen Raum. Der dynamische Charakter der Stadt ist durch das Kommen und Gehen von Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen und die verschiedenen Lebensweisen der vielen temporären Bewohner geprägt.

Mein Interesse bestand darin, die spezifische Situation einer Gruppe darzustellen, die im sozialen Milieu der Großstadt marginalisiert wird und die bisher auch im akademischen Diskurs eher vernachlässigt wurde. Es galt, die kulturellen Veränderungen der Migrantinnen, die mit dem Wechsel des gewohnten Lebensmittelpunktes einhergehen, sowie die sozialen Praxen, die die Aneignung des fremden Ortes mit sich bringen, offen zu legen. Als theoretischer Rahmen für die Analyse der Ergebnisse erwies sich das theoretische Modell der *rites de passage* (van Gennep [1909] (2005)) als besonders günstig (siehe auch Turner [1968] (2005)).

Nach van Gennep (1909) ist ein Übergangsritus immer durch eine bestimmte *Abfolgeordnung* gekennzeichnet, die im Wesentlichen drei Merkmale umfasst: erstens weist ein solcher Ritus immer ein bestimmtes *Strukturschema* auf, zweitens geht der Wechsel eines Lebensabschnitts zum anderen immer mit einer *Phase der Umwandlung* einher und drittens, wird der Übergang von einer sozialen Position in eine andere auch mit einem *räumlichen Übergang* (dem Durchschreiten von Räumen, dem Überqueren von Straßen und Plätzen) gleichgesetzt (van Gennep [1909] 2005: 183f.): „*Ein Wechsel der sozialen Kategorie impliziert einen Wohnortwechsel, eine Tatsache, die in den verschiedenen Übergangsriten zum Ausdruck kommt*“ (ebd.: 184).

Im Rahmen dieser Arbeit wurde mehrfach erläutert, dass die Migration der Mädchen eine historisch rezente Form der saisonalen Arbeitsmigration darstellt, die in hohem Maße an die prekären Umweltbedingungen im Lebensraum Sahel gekoppelt ist. Der Wechsel der Jahreszeiten spielt daher in der Migrationsentscheidung der jungen Frauen eine wichtige Rolle. Der Ritus Migration verläuft also nicht ohne Berücksichtigung der ökologischen Bedingungen in der ländlichen Ursprungsgesellschaft.

Die Arbeit in der Stadt wird während der langen Trockenperiode verrichtet, die Regenzeit wird durch intensive Feldarbeit genutzt, alle Familienmitglieder sind gefordert, mit dem Anbau und der Ernte von Getreide und anderen Nahrungsmitteln ausreichend Vorräte für das restliche Jahr zu erwirtschaften. Für die Migrantinnen ist es nützlich, den Zeitpunkt und die Abfolge der Migration in Beziehung zu den lokalen Gegebenheiten und Bedürfnissen zu setzen. Dazu passt auch van Genneps Vorstellung, wenn er meint: *„Es ist gewiss eine grandiose Konzeption, die Phasen des menschlichen Lebens mit denen des tierischen und pflanzlichen Lebens zu verknüpfen und sie darüberhinaus (...) mit den großen Rhythmen des Universums in Verbindung zu bringen“* (van Gennep [1981] 2005: 186).

Wie der Begriff des Übergangsritus bereits impliziert, stehen im Prozess der Migration der Wechsel und die Veränderung einzelner Lebensphasen im Vordergrund. Die Ergebnisse meiner Untersuchung weisen darauf hin, dass die Frauen, auch wenn sie teilweise noch sehr jung sind, aktiv und unabhängig von dörflichen Konventionen den Entschluss zur Migration fassen. Der Moment der individuellen Entscheidung überwiegt immer mehr den Handlungsspielraum des dörflichen Kollektivs. Ob die Familie und der *chef de village* mit der Migration einverstanden sind, ist für die Jugendlichen zwar nicht egal, ändert aber letztlich nichts an der Entscheidung zu migrieren. Die Mädchen migrieren mit oder ohne den Segen der Familie und der Gemeinschaft, sie streben aktiv nach einem *neuen Leben*. Das können sie nur durch die Migration in die Stadt erreichen, da nur diese ihnen die Chance auf ein eigenes Einkommen und die damit verbundenen Möglichkeiten bietet. Die Aneignung von Wissen, das Erlernen einer neuen Sprache und verschiedener Praktiken, der Konsum und der Erwerb von Gütern locken eine Vielzahl von Mädchen alljährlich nach Bamako.

Die Realität des städtischen Alltags zwingt die Mädchen dazu, von ihrer Neugier und ihrem Wissensdurst abzulassen. Auch wenn es in der Stadt etliche Angebote an Schulungen und Kursen für die Migrantinnen gibt (siehe Kap. 5.2.), schaffen es die Mädchen nur selten, den Bildungsangeboten in der Stadt neben ihrer anstrengenden Arbeit als Hausangestellte nachzugehen.

In der spärlichen Freizeit geht es den Migrantinnen primär darum, ihre sozialen Netzwerke aufrechtzuerhalten. Das Treffen mit anderen Mädchen aus demselben Dorf, mit Freundinnen in der Nachbarschaft, das gemeinsame Tanzen und Singen, hilft den Mädchen bei der Eingliederung in das städtische Leben.

Die Reproduktion dörflicher Verhaltensweisen erscheint nur für Außenstehende als fehlende Bereitschaft der Migrantinnen, sich in die urbane Gesellschaft zu integrieren. Die Absicht der Mädchen ist eine andere: das ausgiebige Feiern und Tanzen mit Gleichgesinnten dient als Regulativ der sozialen Beziehungen zwischen den (mächtigen) städtischen *Patrons* und *Patronnes* und den (machtlosen) *Bonnes*. Die alltäglichen Diskriminierungen der städtischen Arbeitgeber werden durch das Stilmittel der Satire entschärft. Das laute Lachen, Trommeln und Tanzen dient den Mädchen als Ventil, die im privaten versteckten Bereich der *concession* erfahrenen Schikanen und Erniedrigungen zu verarbeiten.

Die Jugendlichen hegen den Traum, eines Tages in ihre Familien zurückzukehren und von den anderen Frauen und Dorfbewohnern, vielleicht auch von ihrem künftigen Ehemann für ihre Migrationserfahrung bewundert zu werden. Nicht selten passiert es, dass sich die Frauen stolz mit prächtigsten Gewändern und Frisuren bei der Rückkehr in das Dorf präsentieren. Sie tragen Lippenstift, Nagellack und elegante Schuhe. Die jungen Menschen wissen, dass die Dorfälteren und viele Männer dieses Verhalten äußerst kritisch betrachten, aber sie wissen auch, dass sie der jüngeren Generation durch ihr Auftreten imponieren und deren Perspektiven erweitern nach dem Motto: „Schaut her, was ich erreicht habe. Es liegt an euch, dieses Leben voller Regeln und Vorschriften zu durchbrechen und die große Armut hinter euch zu lassen!“

5.2. Ausblick

Meiner Meinung nach wäre es wichtig, weiter an der Aufklärung der Mädchen zu arbeiten. Bildungsprojekte mit dem Ziel der Wissensvermittlung können nur in einer kleinteiligen Struktur lokaler Bezugspunkte funktionieren. Weite Wege durch die Stadt sind aus Zeit- und Kostengründen für die Migrantinnen nicht zu bewältigen. Man könnte zum Beispiel die Plätze, an denen sich die *Bonnes* des jeweiligen Viertels regelmäßig treffen, auch als Forum nützen, um die Mädchen über ihre Rechte zu informieren, um Risiken des Lebens in der Stadt in spielerischen Performances aufzuzeigen, um Sexualität zu enttabuisieren. Auch die Mädchen selbst sollten dieses Forum als Bühne nützen, um Probleme anzusprechen und sich untereinander zu solidarisieren. Vielleicht könnte in dieser Umgebung auch Unterricht stattfinden, wo die Mädchen durch ungewöhnliche alternative Unterrichtsformen Freude am Lernen finden könnten.

Die stärkere Nutzung des öffentlichen Raumes in Bamako könnte daher längerfristig für die marginalisierte Gruppe der jugendlichen Migranten und Migrantinnen von Vorteil sein.

6. ANHANG

6.1. Interviewleitfaden

Strukturiert nach 4 Kategorien:

1. DEPART	ABSCHIED
2. CHANGEMENT	ÜBERGANG
3. INCORPORATION	EINGLIEDERUNG
4. RETOUR	RÜCKKEHR

Ad1. Fragen zum ABSCHIED:

Warum hast du beschlossen, von zuhause wegzugehen?

Pourquoi as-tu décidé de quitter la maison de ta famille?

Welche Vorstellungen hattest du von der Stadt/ der Hauptstadt?

Comment t'imaginais-tu la ville/ la capitale?

Welche Ziele hattest du, als du aus dem Dorf weggegangen bist?

Quels espoirs avais-tu quand tu as quitté le village? / Quel but avait ton départ?

Wie hast du dir dein neues Leben vorgestellt?

Comment t'imaginais-tu ta nouvelle vie?

Hast du im Dorf bereits Mädchen gekannt, die schon in der Stadt waren und die zurück ins Dorf gekommen sind?

Dans ton village, connaissais-tu déjà des filles qui étaient déjà dans la ville ou qui étaient retournées dans le village?

Haben sie sich durch die Stadt verändert?

A ton avis, elles ont changés à cause de leur séjour dans la ville?

Wie sehen das die anderen Leute im Dorf?

Qu'est-ce qu'en pensent les autres dans ton village?

Was sagen die Familien dazu, dass die Mädchen weggehen?

Comment réagissent les familles quant au départ des filles?

Gab es für dich einen bestmöglichen Zeitpunkt um wegzugehen?

Pour toi, y avait-il un moment idéal pour partir?

Gab es zu deinem Abschied ein offizielles Fest?

Y avait-il une fête officielle pour ton départ?

Ad 2. Fragen zum ÜBERGANG:

Wie bist du in die Stadt gekommen?

Comment est tu arrivée dans la ville?

Mit welchem Geld?

Avec quels moyens (financiers)/ quel argent?

Mit welcher Art von Transport?

En quel moyen de transport?

Warst du allein?

Étais-tu seule?

Hat dich/ euch jemand abgeholt?

Y avait-il quelqu'un qui est venu vous/te chercher?

Woher wusstest du wohin du willst?

Comment savais tu où tu voulais /devais aller?

Wie war die Reise?

Décris moi le voyage/ Comment s'est passé le voyage?

Wie war der erste Eindruck von der Stadt?

Décris moi ta première impression de la ville.

Hat dich etwas besonders beeindruckt?

Y avait-il quelque chose qui t'a particulièrement frappé?

Wer war(en) deine erste(n) Kontaktperson(en)?

C'était qui ta première personne de contact?

Hast du diese Person schon gekannt?

Connaissais-tu déjà cette personne auparavant?

Hast du sie früher schon einmal gesehen oder war diese Person fremd für dich?

Avais-tu vue cette personne auparavant ou était-elle une personne inconnue pour toi?

Wo hast du die ersten Nächte geschlafen?

Où as tu passé les premières nuits?

Ad 3. Fragen zur EINGLIEDERUNG

Wann hast du Arbeit gefunden?

Quand as-tu trouvé du travail?

Wie schaut dein Alltag aus?

Décris moi ta vie quotidienne.

Was machst du wenn du nicht arbeiten musst? Wann ist das?

Comment passes-tu ton temps libre? C'est quand, ton temps libre?

Triffst du Freunde? Was macht ihr zusammen?

Rencontres-tu des amis? Vous faites quoi ensemble?

Welche Spiele oder Taenze magst du?

Quels sont tes jeux/dances préférés?

Bleibst du immer in deinem Viertel oder gehst du manchmal woandershin?

Tu restes toujours dans ton quartier ou tu vas parfois ailleurs?

Gibt es etwas, das du nur in der Stadt machen kannst?

Y a-t-il quelque chose que tu peux seulement faire dans la ville?

Welche Probleme gibt es in der Stadt?

Quels problèmes y a-t-il dans la ville?

Was machst du, wenn du krank bist?

Qu'est-ce que tu fais quand tu es malade?

Hilft dir jemand?

Y a-t-il quelqu'un qui t'aide /prend soin de toi?

Ad 4: Fragen zur RÜCKKEHR

Wie lange willst du in der Stadt bleiben?

Tu veux rester combien de temps dans la ville?

Was machst du, wenn du ins Dorf zurückgehst?

Tu feras quoi quand tu retournes dans le village?

Gibt es einen passenden Moment um nachhause zurück zu fahren? (einen besonderen Anlass, ein Fest, eine besondere Jahreszeit etc.?)

Y a-t-il un moment idéal pour rentrer chez toi? P.ex. un événement, une fête, une saison?

Fährst du dann allein oder wieder mit anderen Mädchen?

Tu rentreras toute seule ou accompagnée d'autres filles?

Wie wirst du dich zuhause zeigen?

Comment te montreras-tu chez toi?

Hast du Angst wieder nachhause zu fahren? Wovor?

As-tu peur de / appréhends-tu ta rentrée? De quoi exactement as-tu peur?

Möchtest du dann im Dorf bleiben?

Une fois rentrée dans le village, tu voudrais rester là-bas?

6.2. Interviewpartner und -partnerinnen

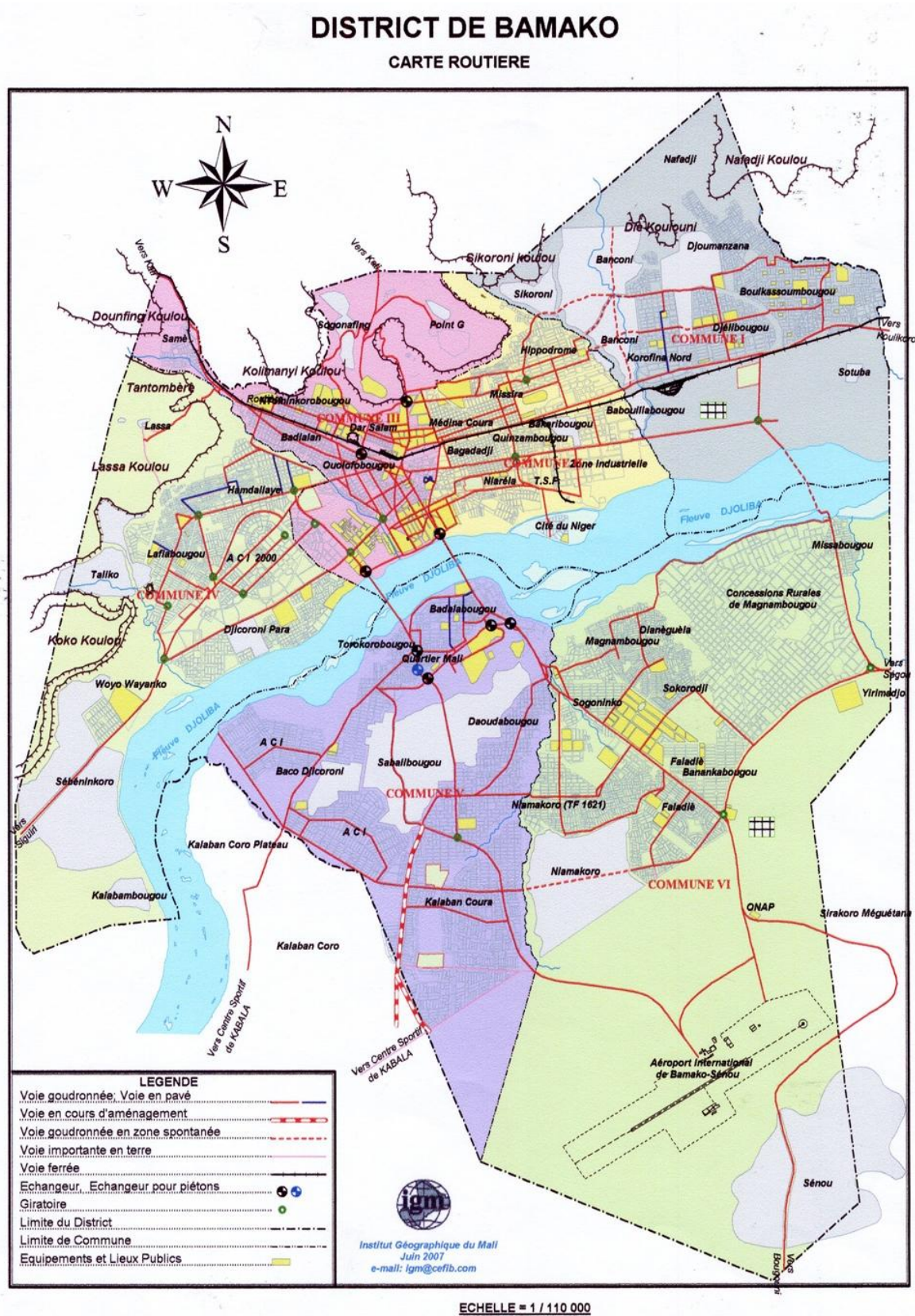
EXPERTINNEN:

- Interview 1: BERNARD TOGO, Stellvertreter von *Mme Urbain*, APAF MUSO DANBE 6.11.2007
- Interview 2: TOGOLA BAKARI, Leiter eines *Centre de Formation*, APAF MUSO DANBE 6.11.2007
- Interview 3: ABINOU TEMME, Generalsekretär und Sozialanthropologe, F.L.A.S.H. Université de Bamako; 9.11.2007
- Interview 4: SALIF IDRISSE KEITA, Chef de Division Enfant et Famille, DRPFEF - *Direction Regionale de la Promotion de la Femme, de l'Enfant et de la Famille* 9.11. 2007
- Interview 5: DJALLA DJALLO, Soziologe, ISH-*Institut des Sciences Humaines BAMAKO*, 10.11. 2007
- Interview 6: BABA TRAORE, INSAH - *Institut du Sahel*, 12.11. 2007
- Interview 7: BABA DIARRA, ENDA Tiers Monde, 13.11. 2007
- Interview 8: SAFIATU SANMOGO, ENDA Tiers Monde, 13.11. 2007
- Interview 9: PHILIPPE BOCQUIER, Demograph bei AFRISTAT, 14.11. 2007
- Interview 10: SADIO TRAORE, CERPOD - *Centre d'Etudes et de Recherche sur la Population pour le Developpement*, 19.11. 2007
- Interview 11: PIERRE CISSE, ISFRA – Université de Bamako, 21.11.2007

MIGRANTINNEN

- Interview 13: FATOUMA DJUNKO, 19 Jahre, Dogon aus Bandiagara, verlobt, keine Kinder, 15.11. 2007
- Interview 14: KOURA SACKO, 18 Jahre, Bambara aus der Region Ségou, nicht verlobt, keine Kinder, 16.11. 2007
- Interview 15: SIZANE TRAORE: 15 Jahre, Bobo aus Barazi in der Region Koutiala/Sikasso, nicht verlobt, keine Kinder, 19.11.2007
- Interview 16: SARA SANGARE, 15 Jahre, Bobo, nicht verlobt, keine Kinder, 20.11.2007
- Interview 17: KADIA FAMBA, 15 Jahre, Bambara aus Faana in der Region Ségou, verlobt, keine Kinder, 22.11. 2007

6.3. Bamako - Karte



Quelle: Institut Geographie du Mali

6.4. Bamako - Stadtviertel

- ACI-2000
- Badalabugu, Bajalan I, Bajalan II, Bako Jikoroni, Bagadaji, Bamako Kura, Bankoni, Bolibana, Bozola, Bugudani, Bulkasumbugu
- Dar Salam, Dawdabugu, Dravela
- Fajigila, Faladié (Séma)
- Garantigibugu
- Jalakoroji (bordering Bamako District), Janekela, Janjigila, Jelibugu, Jikoroni Para, Jumanzana
- Hamdallaye, Hippodrome
- Kalaban Koro (bordering Bamako District), Kalaban Kura, Korofina, Kuluba, Kulubleni
- Lafiabugu
- Madina Kura, Misabugu, Misira
- Niarela, Ntomikorobugu
- Point G
- Quartier du Fleuve, Quartier Mali, Quinzanbugu
- Sabalibugu I, Sabalibugu II, Safo (bordering Bamako District), Same, Sangarebugu (bordering Bamako District), Saranbugu (bordering Bamako District), Sebeninkoro, Sikoroni, Sirakoro, Senu, Sibiribugu, Sokoroji, Sotuba
- Titibugu (bordering Bamako District), Torokorobugu, TSF-Sans Fil
- Wolofobugu
- Yirimanko
- Zone Industrielle

Quelle: <http://en.wikipedia.org/wiki/Bamako>

6.5. Abbildungen



Abb. 1+2: Karikaturen, die das Verhältnis zwischen *Patronnes* und *Bonnes* darstellen

(http://initiatives.net.ml/article.php3?id_article=890 6.3. 2008)



Abb. 3: Blick über Bamako vom Universitätscampus aus betrachtet



Abb. 4: Bamako – Kreuzung der Kulturen



Abb. 5: Busbahnhof im Stadtteil Faladié - Ankunftsort vieler Migranten



Abb. 6: Typisches Straßenbild Bamakos im Stadtteil Ouolofobougou



Abb. 7: Treffpunkt einer *Grin* in Ouolofobougou



Abb. 8: Wohnhaus der Familie Sidibé in Faladié



Abb. 9: Die Boutique von Ali Moussa in Faladié



Abb. 10: Hausmädchen Kadia mit Freundin und Tochter



Abb. 11: Hausmädchen bei der Arbeit



Abb. 12: Hausmädchen beim Waschen des Geschirrs



Abb. 13: Bohnen werden zum Trocken ausgelegt - Innenhof des Wohnhauses der Familie Sidibé in Faladié

QUELLEN

ALBER, Erdmute (2000): Im Gewand von Herrschaft. Modalitäten der Macht bei den Baatombu 1895 - 1995. Studien zur Kulturkunde Band 116. Rüdiger Köppe Verlag, Köln.

AMSELLE, Jean Loup (1999): Logiques métisses. Payot. Paris.

ANSPRENGER, Franz (2004): Geschichte Afrikas. Verlag C. H. Beck, 2. Auflage, München.

APPADURAI, Arjun (1991): Global Ethnoscapes. Notes and Queries for a Transnational Anthropology. In: R. Fox (Hg.): Recapturing Anthropology, Working in the Present. SAR Press.

ATTO, Ursula (1996): *...et tout le reste pour les filles*: Zur Hausarbeit von Kindern in Abidjan, Côte d'Ivoire. Bayreuth African Studies, Bayreuth.

BANKS, Marcus (2007): Using Visual Data in Qualitative Research (Qualitative Research Kit). Edited by Uwe Flick.

BARTH, Frederik (Hg.) [1969] (1998): Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference. Waveland Press , Illinois.

BASS, Loretta E. (2004): Child Labour in Sub Saharan Africa. Lynne Rienner Publishers, Boulder.

BILGER, Veronika/KRALER, Albert (Hg.) (2005): African Migrations. Historical Perspectives and Contemporary Dynamics. Stichproben Nr. 8. Wiener Zeitschrift für kritische Afrika-Studien. Wien

BOCQUIER, Philippe/DIARRA, Tiéman (1999): Population et société au Mali. Etudes africaines. L'Harmattan, Paris

BOCQUIER, Philippe/TRAORÉ, Sadio (2000): Urbanisation et dynamique migratoire en Afrique de l'Ouest. La croissance urbaine en panne. L'Harmattan, Paris

BRENNER, Louis (1994): Youth as Political Actors in Mali. Paper presented at the University of North Carolina, Chapel Hill.

BRETTEL, Caroline B./HOLLIFIELD, James F. (2000): Migration Theory: Talking across Disciplines. Routledge, London.

BROETZ, Gabriele (1992): Uns bleibt nur der Hunger. Zur Handlungsrationalt t von Frauen in Mali: Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Songhay-Bäuerinnen im Vallee du Niger. Arbeiten aus dem Institut für Afrika-Kunde 80, Hamburg.

CASTLES, Stephen / MILLER, Mark J. (1998): The Age of Migration. International Population Movements in the Modern World. Macmillan.

CHEVRON, Marie-France / REINPRECHT, Christoph / TRAORÉ, Gaoussou (Hg.) (2002): Umwelt und Urbanität in Westafrika: Beiträge zur Müllverwertung und Abfallproblematik. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main.

CHEVRON, Marie-France / REINPRECHT, Christoph (2002): Verstädterung, Umwelt und Abfallproblematik in den Städten Westafrikas am Beispiel von Mali: Entwicklungstheoretische Perspektive. In M.F. Chevron et al.: Umwelt und Urbanität in Westafrika. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main. 16-38

CHEVRON, Marie-France (2002): Ethische Zugehörigkeit, Lebensweise und Umweltverhalten in den Städten von Mali. In M.F. Chevron et al. (Hg.) (2002): Umwelt und Urbanität in Westafrika: Beiträge zur Müllverwertung und Abfallproblematik. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main. 114-128.

CHEVRON, Marie-France (2003): Von Wanderern, Migranten und Flüchtlingen in und aus Westafrika. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 133: 169-180.

ERDHEIM, Mario (1984): Die gesellschaftliche Produktion von Unbewu theit: Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt am Main.

FLEISCHER, Annett (2003): *Bonne a tout faire*. Die sozio-ökonomische Situation der Hausmädchen in Segou, Mali. GRIN-Verlag.

FOX, Richard (1977): Urban Anthropology. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.

GANS, Herbert J. (1962): The Urban Villagers: Groups and Class in the life of Italian-Americans. Free Press, New York.

GÄRTNER, Melanie (2005): Milagros in Mali oder die Wahrnehmung des Fremden. In U. Rösenthaller / M. Diawara (Hg.): Im Blick der Anderen. Auf ethnologischer Forschung in Mali. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main. 22-48

GIDDENS, Anthony (1992): Kritische Theorie der Spätmoderne. Passagen Verlag, Wien.

GINGRICH, Andre (1998): Ethnizität für die Praxis. In K.R. Wernhart / W. Zips (Hg.): Ethnohistorie. Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung. Pro Media, Wien. 99-112.

GINGRICH, Andre (1999): Erkundungen. Böhlau Verlag, Wien.

GOLDSMITH, Mary (1980): Trabajo domestico asalariado y desarrollo capitalista. In Fem. Vol. IV, Nr.16. 10-20.

GOODY, Esther (1982): Parenthood and Social Reproduction: Fostering and Occupational Roles in West Africa. Cambridge.

GRIAULE, Marcel [1948] (1980): Schwarze Genesis. Ein afrikanischer Schöpfungsbericht Suhrkamp. Frankfurt am Main.

HAN, Petrus (2003): Frauen und Migration. Lucius & Lucius. Stuttgart.

HANNERZ, Ulf (1980): Exploring the City. Inquiries towards an Urban Anthropology. Columbia University Press, New York.

LEISINGER Klaus/SCHMITT, Karin (Hg.) (1992): Überleben im Sahel. Eine ökologische und entwicklungspolitische Herausforderung. Birkhäuser, Basel.

LUDWAR-ENE, Gudrun (1991): Sind Frauen urbaner als Männer? Eine These zum Urbanisierungsprozeß im subsaharischen Afrika. In W. Kokot, B. Bommer (Hg.): Ethnologische Stadtforschung. Dietrich Reimer Verlag, Berlin. 123-140.

MEDICK, Hans; SABEAN, David (Hg.) (1984): Eltern-Strategien: Kalkül oder Gefühl? Pflegekindschaft-Brüche westafrikanischer Familien. In: Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 75), Göttingen.

MITCHELL, Clyde J. (1956): The Kalela Dance: Aspects of Social Relationships among Urban Africans in Northern Rhodesia. Rhodes-Livingstone Institute, Paper 27. Manchester University Press.

INSTITUT DES SCIENCES HUMAINES (ISH) BAMAKO:

(1988): L'exode des femmes au Mali. La main d'oeuvre domestique féminine à Bamako et à Ségou. Bamako (unveröffentlicht)

(1991): Les migrations féminines au Mali. La main d'oeuvre domestique. Bamako (unveröffentlicht)

MANSFELD, Christine (2007): Vom Dogon-Land nach Bamako. Diskurspraxen zu Gender und Migration am Beispiel der Mädchenjugend in Mali. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main.

MAYRING, P. (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung – eine Anleitung zu qualitativem Denken. Beltz.

MEILLASSOUX, Claude (1968): Urbanization of an African community. Voluntary associations in Bamako. University of Washington Press, Seattle.

NOUR, Elsaied (1995): Ländliche Ökonomie im Schatten der interarabischen Arbeitsmigration am Beispiel eines ägyptischen Dorfes am Nildelta. Münster

PARIN, Paul et al. [1963] (2006): Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg.

PARNREITER, Christof (2000): Theorien und Forschungsansätze zu Migration, in: Husa / Parnreiter / Stacher: Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? Brandes & Apsel, Frankfurt am Main. 25-52.

PETIT, Veronique (1998): Migrations et société dogon. L'Harmattan, Paris.

POTASH, Betty (Hg.) (1986): Widows in African Societies. Choices and Constraints. Stanford. Kalifornien.

RANGER, Terence / WERBNER, Richard (1996): Postcolonial Identities in Africa. Zed Books, London.

REINPRECHT, Christoph (2002): das Engagement der Basisinitiativen: Ein Beitrag zur Entdeckung urbanen Gemeinwesens. In M.F. Chevron et al. (Hg.): Umwelt und Urbanität in Westafrika: Beiträge zur Müllverwertung und Abfallproblematik. Brandes & Apsel, Frankfurt am Main. 40-62.

REINPRECHT, Christoph (2005): Das Afrika der Individuen. Die malische Jugend zwischen Individualisierung und Marginalisierung. In: A. Amann, G. Majce (Hg.): Soziologie in interdisziplinären Netzwerken. Böhlau Verlag, Wien.

ROOST-VISCHER, Lilo (1997): Mütter zwischen Herd und Markt: das Verhältnis von Mutterschaft, sozialer Elternschaft und Frauenarbeit bei den Moose (Mossi) in Ouagadougou/Burkina Faso. Basler Beiträge zur Ethnologie. Bd. 38. Basel.

SATZINGER, Walter (1990): Stadt und Land im Entwicklungsland. Saarbrücken.

SCHROER, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Suhrkamp Wissenschaft, Frankfurt am Main.

SENNETT, Richard (1991): Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds. Fischer, Frankfurt am Main.

SIDIBE, Malick (1998): Studio Malick. In A. Magnin (Hg.): Malick Sidibé. Scalo-Verlag, Zürich. 35-42.

TAWARI, Tal (2007): Les castes de l'Afrique occidentale – artisans et musiciens endogames. Nanterre.

TURNER, Victor [1968] (2005): Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Campus Verlag, Frankfurt/New York.

VAN GENNEP, Arnold [1909] (2005): Übergangsriten (les rites de passage). Campus Verlag, Frankfurt/New York.

VERGER, Chantal (1997): Le Mali au quotidien. La force des faibles. L'Harmattan, Paris.

WIRTH, Louis [1938] (1974): Urbanität als Lebensform. In U. Herlin (Hg.): Stadt- und Sozialstruktur. Nymphenburger Verlagsanstalt, München. 42-66

INTERNETQUELLEN

KARIKATUREN:

http://initiatives.net.ml/article.php3?id_article=890 6.3. 2008

<http://initiatives-mali.info/>

LAKANA SO/DANAYA SO:

http://www.lakanaso.org/lakanaso_lakanaso.html

http://www.lakanaso.org/lakanaso_travailsexe.html

CRDI - Le Centre de recherches pour le développement international:

http://www.idrc.ca/fr/ev-83054-201_870332-1-IDRC_ADM_INFO.html

HUMAN RIGHTS WATCH: Girl Childhood and Migration in West Africa, 2007

<http://hrw.org/reports/2007/guinea0607/7.htm>

HUMAN DEVELOPMENT REPORT New York, Oxford 2001, 2002 s. 154 – 157

http://www.translationwomennet.at/query_de_begriff.php?_GET=566

UNFPA:

http://www.unfpa.org/swp/2007/youth/english/story/angelo_youth.html

http://www.droit-migrations-ao.org/PDF/document_bgz2gjjfv1_72.pdf

<http://www.righttofood.org/new/html/WhatRighttofood.html>

FILM

SILLA, Khady/VAN DAMME, C. (2008): Le monologue de la muette (Monolog einer Dienerin). Arte. Senegal/France/Belgium,

MUSIK

TRAORE, Rokia (2003): Koté Don. BOWMBOI, Paris - Bamako

ABSTRACT

Diese Diplomarbeit setzt sich mit der Situation junger Migrantinnen in der Sahel-Metropole Bamako auseinander. Die Migration von jungen Männern und Frauen aus ländlichen Gegenden ist heute in vielen westafrikanischen Gesellschaften omnipräsent. Mali als eines der ärmsten Länder im Sahel ist besonders von der Landflucht der jungen Generation betroffen. Bamako, die Hauptstadt Malis und eine der am schnellsten wachsenden Städte Afrikas mit knapp 2 Mio. Einwohnern bildet daher eine Kreuzung der unterschiedlichsten Ethnien und Kulturen. Meiner Hypothese folgend, kann der Aufenthalt in der Stadt als *liminale Phase im Übergangsritus Migration* adoleszenter Migrantinnen betrachtet werden. In dieser Phase befinden sich die Migrantinnen zwischen ihrer früheren und ihrer neuen sozialen Position. In dieser Phase kann es zur Umkehrung alltäglicher Handlungen kommen.

Während in der Vergangenheit ausschließlich junge Männer in größere Städte beziehungsweise in die Nachbarstaaten migrierten, wandern heute gleich viele junge Frauen in die Stadt auf der Suche nach ökonomischer Absicherung und Unabhängigkeit. Der Zuzug der Migrantinnen verändert bestehende städtische Strukturen nachhaltig.

Nur eine komplexe Analyse des Integrationsprozesses der jungen Migrantinnen in die urbane Gesellschaft kann die schwierigen Lebens- und Arbeitsbedingungen aufzeigen, mit denen eine wachsende marginalisierte Gruppe in vielen Städten Westafrikas, insbesondere in Bamako, konfrontiert ist.

ABSTRACT

This thesis deals with the situation of young female migrants in the Sahelian Metropolis Bamako. Youth Migration, both of young men and women, has nowadays become omnipresent in many Westafrican societies. Mali as one of the poorest countries in the Sahel is especially affected by the rural-urban-move of the young generation. Therefore, Bamako, the capital of the Republic of Mali and one of the fastest growing cities in Africa with almost two million inhabitants, can be regarded as a crossing of various ethnic groups and cultures. Following my hypothesis, it can be seen as the liminal stage in the migration rite of passage in the life of adolescent migrants. Within this ritual phase, the participants are betwixt and between their former social position and the new position to which they are moving. This phase can be accompanied by either the suspension or the reversal of everyday social values and practices.

While in the past only young men migrated to bigger cities or neighbouring countries, there is nowadays an equal number of young women who move to the city in search of economic security and independence. The influx of the population into the city transforms and influences existing urban structures strongly.

Only a complex analysis of the integration process of female minor migrants into the urban society can help to show the difficult living and working conditions of a growing marginalised group in many West African Cities and the Sahelian Metropolis Bamako in particular.

CURRICULUM VITAE

Name: Lisa Plattner
Geboren: 10.7. 1981 in Rum, Tirol
Nationalität: Österreich
Email: lisa.plattner@gmail.com

AUSBILDUNG

OKT 2007 – MAI 2010

Diplomarbeit mit Feldforschung in Mali (Okt. - Dez. 2007):

„*Carrefour des Cultures, Lieu de Transit* – Lebenswelten junger Migrantinnen in Westafrika am Beispiel der Sahel-Metropole Bamako“

Betreuer: V.-Prof. Doz. Dr. Marie-France Chevron; Institut für Kultur-und Sozialanthropologie, Universität Wien

seit OKT 2000

Studium der Kultur- u. Sozialanthropologie, Romanistik u. Afrikanistik an der Universität Wien

Inhaltliche Schwerpunkte:

Migration and Refugee Studies, Urban Anthropology, Anthropology of Youth and Childhood
Visual Anthropology, Anthropology of Food

Regionale Schwerpunkte:

Westafrika, Ozeanien, Mittel - und Südamerika

OKT 1999 - JUL 2000

Studienaufenthalt Paris, Sprachausbildung an der *Alliance Française*, *Diplome de Langue*

1991 - 1999

humanistische Ausbildung am Akademischen Gymnasium Innsbruck